

Zu diesem Heft	3*
----------------------	----

Aufsätze*Dirk Götschmann*

Ein Wendepunkt deutscher und europäischer Geschichte.	
Der Krieg von 1866 im historischen Rückblick	4*

Werner K. Blessing

Äußerer Kampf und innerer Dissens. Die Kriegserfahrung von 1866 in Franken	23*
---	-----

Dirk Kränzlein

Die Anwendung technischer Innovationen im „Deutschen Krieg“ von 1866	35*
--	-----

Jan Pacholski

„Der Deutsche Krieg von 1866“ in Theodor Fontanes Berichten	48*
---	-----

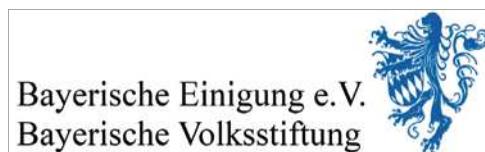
Hermann Rumschöttel

Wie ein Phönix aus der Asche: Die Geburt einer neuen bayerischen Armee nach dem Krieg von 1866	61*
---	-----

Walter Hamm

„ <i>Dulce et decorum est pro patria mori</i> “ – Vom Sterben (und Leiden) im „Deutschen Krieg“ von 1866	68*
---	-----

**Der 5. Fränkische Thementag des FRANKENBUNDES
wurde großzügig gefördert durch die**



Der FRANKENBUND wird finanziell gefördert durch

- das Bayerische Staatsministerium für Bildung und Kultus, Wissenschaft und Kunst,
- den Bezirk Mittelfranken,
- den Bezirk Oberfranken,
- den Bezirk Unterfranken.

Allen Förderern einen herzlichen Dank!

MITARBEITER

- Prof. Dr. Werner K. Blessing
Professor für Neuere Geschichte und Landesgeschichte an der Universität Erlangen-Nürnberg i.R.
Ludwig-Thoma-Straße 27 a, 91054 Erlangen
werner.k.blessing@t-online.de
- Prof. Dr. Dirk Götschmann
Professor für Neuere und Neueste Geschichte unter besonderer Berücksichtigung der Landesgeschichte an der Universität Würzburg i.R.
Hochweg 81, 93049 Regensburg
dirk.goetschmann@uni-wuerzburg.de
- Walter Hamm
Hauptschullehrer i.R.
Raiffeisenstraße 29, 97292 Uettingen
walter.1866@t-online.de
- Dirk Kränzlein M.A.
Promovend am Lehrstuhl für Fränkische Landesgeschichte der Universität Würzburg
Jägerstraße 2 a, 97082 Würzburg
dirk.kraenzlein@stud-mail.uni-wuerzburg.de
- Dr. Jan Pacholski
Wissenschaftlicher Mitarbeiter
am Germanistischen Institut der Universität Breslau/Wrocław
Instytut Filologii Germańskiej
Uniwersytetu Wrocławskiego
pl. Biskupa Nankiera 15 b, 50-140 Wrocław, Polen
pacholskij@gmail.com
- Prof. Dr. Hermann Rumschöttel
Generaldirektor der Staatlichen Archive Bayerns a.D.
Honorarprofessor für Geschichte an der Universität der Bundeswehr München
Neubiberg
Walkürenstraße 21, 85579 Neubiberg
hermann.rumschoettel@unibw.de

Für den Inhalt der Beiträge, die Bereitstellung der Abbildungen und deren Nachweis tragen die Autoren die alleinige Verantwortung. Soweit nicht anders angegeben, stammen alle Abbildungen von den jeweiligen Verfassern.

Zu diesem Heft:

Liebe Leser der Zeitschrift FRANKENLAND!

Das Sonderheft der Zeitschrift FRANKENLAND, das Sie gerade in Händen halten, präsentiert Ihnen alle informativen und ansprechenden Beiträge des 5. Fränkischen Thementages des FRANKENBUNDES, der am 24. Oktober 2015 in Kooperation mit dem Arbeitskreis 1866 – 2016 in Bad Kissingen veranstaltet wurde. Anlässlich des heuer anstehenden Gedenkens an das Ereignis vor 150 Jahren beschäftigte sich die Veranstaltung mit dem Thema „Der Krieg von 1866 in Franken. Ursachen, Hintergründe und Folgen der Niederlage Bayerns und seiner Verbündeten im ‚Deutschen Krieg‘“ und stand unter der fachlichen Leitung von Prof. Dr. Dirk Götschmann (Universität Würzburg).

Zusätzlich zu dessen einführendem Referat „Ein Wendepunkt deutscher und europäischer Geschichte. Der ‚Deutsche Krieg‘ im historischen Rückblick“ beleuchteten drei weitere Wissenschaftler unterschiedliche Facetten der Ereignisse von 1866 und deren Folgen. So erläuterte Dirk Kränzlein M.A. (Würzburg) „Die Anwendung technischer Innovationen im ‚Deutschen Krieg‘ von 1866“, wohingegen sich Dr. Jan Pacholski (Breslau/Wrocław) unter dem Titel „Der ‚Deutsche Krieg‘ von 1866 in Theodor Fontanes Berichten“ einer eher literaturgeschichtlichen Fragestellung zuwandte. Schließlich zeigte Prof. Dr. Hermann Rumschöttel (München) auf, wie der für Bayern unglückliche Verlauf des Krieges anschließend zu einer Heeresreform führte („Wie ein Phönix aus der Asche. Die Geburt einer neuen bayerischen Armee nach dem Krieg von 1866“). Zu diesen drei Spezialisten gesellt sich hier im Heft als Autor noch Prof. Dr. Werner K. Blessing (Erlangen), der zwar im Oktober 2015 erkrankt war, sich dankenswerterweise aber bereitfand, seinen damals geplanten Vortrag „Äußerer Kampf und innerer Dissens. Die Kriegserfahrung von 1866 in Franken“ nun in schriftlicher Form vorzulegen.

Somit können Sie, verehrte Leser, bei der Lektüre dieses Sonderhefts Ihrer Zeitschrift FRANKENLAND ein recht dichtes, vielgestaltiges Bild der damaligen Zeit, ihrer Umstände und Auswirkungen gewinnen. Die Schriftleitung wünscht Ihnen allen viel Vergnügen und gute Anregungen bei der Lektüre Ihrer Zeitschrift FRANKENLAND.

Ihr Dr. Peter A. Süß

Wichtiger Hinweis für Kaufinteressierte:

Das vorliegende, aber auch andere Hefte der Zeitschrift FRANKENLAND erhalten Sie gerne

zum Preis von 4,00 Euro (zzgl. 2,50 Euro Versandgebühr)

über die Bundesgeschäftsstelle des FRANKENBUNDES.

Bitte wenden Sie sich zur Bestellung schriftlich oder fernmündlich an die

Bundesgeschäftsstelle in der Stephanstraße 1, 97070 Würzburg,

Tel. Nr. 0931/ 5 67 12, Telefax Nr. 0931/ 45 25 31 06;

E-Mail: info@frankenbund.de.

Dirk Götschmann

Ein Wendepunkt deutscher und europäischer Geschichte. Der Krieg von 1866 im historischen Rückblick

Anders als in Bayern hat der „Deutsche Krieg“ von 1866 in Franken einen festen Platz im kollektiven Gedächtnis der Bevölkerung. Aber nicht nur weil Franken damals Kriegsschauplatz war, lohnt sich eine intensive Beschäftigung mit dem damaligen Geschehen. Denn dieser Krieg bildete eine wichtige Station in jenem historischen Prozess, der im Gefolge der Großen Französischen und der Industriellen Revolution jene Welt hervorbrachte, in der wir heute leben.

Vorbemerkung

Wenn wir uns heute mit einem Ereignis beschäftigen, das anderthalb Jahrhunderte zurückliegt, so tun wir dies, weil wir uns der Tatsache bewusst sind, dass die Welt, in der wir leben, angefangen von der Landschaft, die uns umgibt – die ja eine Kulturlandschaft ist –, über die Städte und Dörfer, alle Bauwerke und die gesamte Verkehrsinfrastruktur bis hin zu den politischen, gesellschaftlichen und kulturellen Institutionen und Verhältnissen das Resultat des Wirkens der vor uns lebenden Generationen ist. Deshalb muss, wer die Welt der Gegenwart verstehen will, die Geschichte kennen. Da aber das in der Vergangenheit Geschehene nicht mehr existent ist, muss jede Darstellung, jede Vergegenwärtigung der Geschichte eine Rekonstruktion sein. Inwieweit diese mit dem vergangenen Geschehen tatsächlich übereinstimmt, hängt von den Kenntnis-

sen desjenigen ab, der sie vornimmt. Deswegen hat nur der eine Chance, sich ein zutreffendes Bild von der Geschichte zu machen, der bereit ist, sich mit dem Geschehen in der Vergangenheit selbst intensiv zu beschäftigen. Genau dazu wollte der Fränkische Thementag des Frankenbundes Anreize und Gelegenheit bieten.

Als einen Beitrag, der die Interpretation dieses Ereignisses erleichtern soll, das tatsächlich als ein Wendepunkt sowohl der deutschen wie der europäischen Geschichte gelten kann, verstehen sich auch die nachfolgenden Ausführungen zum „Deutschen Krieg“ von 1866.¹ Denn auch diesen Krieg muss man, wenn man seinen Stellenwert richtig erfassen möchte, in den großen Strom der Geschichte einordnen, ist er doch in vielfacher Weise mit Entwicklungssträngen von langer Dauer verflochten.

Nationalbewegung und Industrialisierung: Zwei Seiten einer Medaille

Die wichtigsten dieser Entwicklungen reichen bis ins 18. Jahrhundert zurück und nahmen ihren Ausgang in zwei Revolutionen: In der Großen Französischen Revolution von 1789 und in der Industriellen Revolution. Diese beiden zusammen markieren, obwohl von höchst unterschiedlicher Art, den Anfang einer Entwicklung, in deren Verlauf sich nicht nur Europa, sondern die Welt insgesamt innerhalb weniger Jahrzehnte tiefgreifender wandelte

als zuvor in Jahrhunderten. Würde man diesen Rahmen außer Acht lassen und den Krieg von 1866 ausschließlich im Zusammenhang der deutschen Geschichte betrachten, so würde man damit Dimensionen ausklammern, die für das Verständnis dieses Ereignisses von essentieller Bedeutung sind.

So lässt sich schon der Vorgang, innerhalb dessen dieser Krieg von zentraler Bedeutung war, nämlich die Formierung eines deutschen Nationalstaates, nur vor diesem Hintergrund richtig einordnen und verstehen. Denn der Zusammenschluss der deutschen Länder zu einem Staat folgte einem Trend, der in ganz Europa und darüber hinaus zu beobachten ist. Diese Entwicklung nahm ihren Anfang mit der französischen Revolution von 1789. In Frankreich setzte sich damals das „Nationalitätsprinzip“ durch, worunter man die Anschauung versteht, wonach eine sich als Einheit fühlende ethnische Gemeinschaft – die Nation – einen gemeinsamen Staat bilden sollte, und zwar einen Staat, der im Idealfall keine Angehörigen anderer Gemeinschaften miteinschließt. Das führte in der Praxis zu großen Problemen, da gerade in Europa ethnische Gruppen oft in engem Zusammenhang lebten und leben. Die großen Erfolge, die Frankreich im Zuge der Revolutionskriege und vor allem der sich daran anschließenden napoleonischen Kriege erzielte, und die darauf basierende politische Vormachtstellung verschaffte dem politischen Konzept des Nationalstaates große Resonanz. Vor allem auch auf Seite der Gegner Frankreichs, und das waren nahezu alle europäischen Monarchien, schrieb man diese Erfolge dem Umstand zu, dass es den Franzosen gelungen sei, die Interessen von Staat und Nation in Übereinstimmung zu bringen. In einem Nationalstaat,

so die allgemeine Überzeugung, entwickelten die Bürger ein Engagement für den Staat, wie es die Untertanen traditioneller Monarchien niemals könnten.

Frankreich wurde so zum weltweiten Vorbild, und die Bestrebungen zur Bildung von Nationalstaaten haben die Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts nicht nur in Europa, sondern weltweit nachhaltig geprägt. Die Auswirkungen und Folgen jener Aktivitäten, welche die Umsetzung des „Nationalitätsprinzips“ zum Ziel hatten, bilden so den Kern der Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts. Sie sind damit auch Teil unseres kollektiven Geschichtsbewusstseins, in dem alles, was mit dem Thema Nationalismus in Verbindung zu bringen ist, einen ganz besonderen Platz einnimmt. Dabei werden Begriffe wie „Nationalbewegung“ oder „Nationalstaat“ heute von uns oft unwillkürlich mit Konflikten und Kriegen assoziiert. Deswegen sei hier darauf verwiesen, dass die Nationalbewegung nicht zwangsläufig zu gewalttamen Konflikten zwischen den Nationen führen musste, und dass man unter „Nation“ zunächst auch keineswegs das verstand, was man später als „Volksgemeinschaft“ bezeichnete. So spielten bei der Definition einer Nation zunächst kulturelle Faktoren – Stichwort Sprache – eine weitaus wichtigere Rolle als biologische – Stichwort Rasse. Außerdem ging eine Wertschätzung der eigenen Nation auch nicht zwangsläufig mit der Geringschätzung der anderen Nationen einher. Zudem standen sich auch Nationalismus und Liberalismus zunächst keineswegs konträr gegenüber. Sie schienen zunächst durchaus vereinbar, war doch das Selbstbestimmungsrecht sowohl der Nationen wie des einzelnen Menschen im Zeitalter der Aufklärung als Naturrecht definiert worden.

Dass es zu einer negativen Aufladung des Begriffes Nationalismus kam, war die Folge bestimmter innen- wie außenpolitischer Entwicklungen. Wie schon das Beispiel Frankreichs zeigte, ging die Formierung eines Nationalstaates nahezu unabänderlich mit dem Einsatz von Gewalt einher, wobei diese Gewalt von neuer Qualität war. Denn sie beruhte auf der Mobilisierung breiter Volksschichten, die auch die Aufstellung von Armeen in bis dahin unbekannten Größenordnungen ermöglicht hat. Tatsächlich sind diese neuen Massenheere als ein geradezu konstitutives Merkmal des Nationalstaates anzusehen. Aufstellung und Unterhalt derartiger Streitkräfte stellten jedoch Anforderungen, die ein Staat mit autoritären Strukturen offenkundig leichter erfüllen konnte als einer, der auf Liberalität setzte. So trat der Liberalismus bald in den Hintergrund und überließ dem Nationalismus das Feld.

Eine weitere unabdingbare Voraussetzung für die Aufstellung solcher Massenarme war die Industrialisierung, und es war alles andere als ein Zufall, dass Industrialisierung und Ausformung des Nationalstaates parallel verliefen. Denn die mit der Industrialisierung rasch voranschreitende Steigerung der Produktivität erlaubte der Gesellschaft, einen immer größeren Teil ihrer wirtschaftlichen Kapazitäten nicht zur Erzeugung von Lebensmitteln und anderen lebensnotwendigen Gütern, sondern für andere Zwecke einzusetzen. So konnten immer mehr Rüstungsgüter erzeugt werden. Während die Bevölkerung wuchs – 1750 zählte man in Europa rund 130 Millionen Menschen, um 1800 rund 185 und um 1850 dann 266 Millionen² – benötigte man dank neuer Produktionsverfahren in der Landwirtschaft und anderen Wirtschaftszweigen, die bisher sehr arbeitsintensiv waren, nicht mehr so viele

Arbeitskräfte, so dass diese anders, auch als Soldaten, eingesetzt werden konnten. Vor allem aber wuchsen Produktionskapazitäten der Industrie gewaltig, und hier wieder bevorzugt jene, die für Rüstungszwecke genutzt werden konnten.

So war man in der Lage, diese neuen Massenheere immer besser zu bewaffnen und auszurüsten. Die Fähigkeit, dies in möglich kurzer Zeit bewerkstelligen zu können und danach die Versorgung einer solchen Armee über einen langen Zeitraum zu gewährleisten, setzte die Existenz entsprechender industrieller Kapazitäten voraus. Schon während der Napoleonischen Kriege lässt sich zwischen den kriegsführenden Mächten ein regelrechter Rüstungswettlauf beobachten. Dabei stand die Quantität im Focus der Anstrengungen, kam es doch zunächst vor allem darauf an, dass man möglichst große Streitkräfte ins Feld stellen konnte. Während und unmittelbar nach der Französischen Revolution konzentrierte sich der militärtechnische Fortschritt deshalb auf die Ausweitung der Produktion. Im weiteren Verlauf widmete man dann jedoch auch der Verbesserung der Qualität der Produkte größere Aufmerksamkeit, was vor allem für die Artillerie galt, die sich im 18. Jahrhundert zur schlachtenentscheidenden Waffe entwickelt hatte.

Mit dem Voranschreiten der Industrialisierung gewann auch der Rüstungswettlauf zwischen den Nationen an Dynamik. Hierbei kam dem technischen, insbesondere dem militärtechnischen Fortschritt eine Schlüsselrolle zu. Denn ob ein Staat im Bereich der militärischen Technik auf der Höhe der Zeit war, andere übertraf oder diesen unterlegen war, hing von seinem allgemeinen Entwicklungsstand ab. Wie jüngere Forschungen herausgearbeitet haben, lässt sich auf der Grundlage

der Nutzung des technischen Fortschritts im Bereich der militärischen Technik eine klare Rangfolge unter den Nationen ausmachen. Auf der untersten Stufe rangierte demnach die Nation, die über die Fähigkeiten verfügte, eine neue Waffe einzusetzen und gebrauchsfähig zu halten. Die nächste Stufe hatte jene Nation erreicht, die in der Lage war, eine solche Waffe selbst zu reproduzieren, und auf der dritten Stufe war man im Stande, sie zu verbessern und bestimmten Erfordernissen anzupassen. Auf der höchsten Qualifikationsstufe stand jene Nation, die fähig war, neue Waffen zu entwickeln. Über diese Fähigkeiten verfügten in jeder historischen Epoche immer nur sehr wenige Staaten, und sie waren es, die dieser Epoche dann auch ihren Stempel aufdrücken konnten.³

Diese Zusammenhänge erklären, warum sich im 19. Jahrhundert alle Nationen darum bemühten, ihre Konkurrenten nicht nur hinsichtlich des Umfanges, sondern auch der Qualität ihrer Rüstungsproduktion zu übertreffen. Damit avancierte technischer Fortschritt – keineswegs nur, aber doch vorrangig im militärischen Bereich – zu einer nationalen Aufgabe. Zudem eine Überlegenheit in der Waffentechnik auch Nationen, die zahlenmäßig unterlegen waren, die Chance bot, sich im Wettkampf mit den großen Mächten zu behaupten. Das erklärt etwa, warum sich in Deutschland Unternehmen wie Krupp und Mauser in den Jahrzehnten nach der Reichsgründung einer regelrechten Verehrung erfreuen konnten. Ähnliches lässt sich aber auch bei anderen Nationen beobachten; Unternehmen wie Armstrong, Nordenfeldt, Withworth, Vickers, Colt, Winchester oder Schneider-Creusot gossen in ihrer jeweiligen Nation einen ähnlichen Status.

Diese Zusammenhänge von militäri-

scher Potenz und nationalem Prestige, von wirtschaftlicher Leistungsfähigkeit und technischem Fortschritt erklären die große Wertschätzung der Naturwissenschaften und Technik, die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts einsetzte. Obwohl dieser Wettlauf in die Katastrophe des im Ersten Weltkrieg einmündete, kam er damit jedoch keineswegs an sein Ende. Nach wie vor wurde – und wird – die Weltgeltung jeder Macht maßgeblich von ihrem wirtschaftlichen und militärischen Potential bestimmt, das in stärkerem Maße denn je von einer Spitzenstellung beim technischen Fortschritt abhängt.

Eng mit der Industrialisierung und dem technischen Fortschritt verbunden war die rasch voranschreitende Globalisierung. Auch sie zählt zu den Kräften, die das 19. Jahrhundert geprägt haben. Sie hatte zwar schon mit den Entdeckungen im 16. Jahrhundert eingesetzt, erlangte aber erst im 19. Jahrhundert eine völlig neue Dimension. Durch die Eisenbahn schrumpften zunächst die Entfernungen auf den Kontinenten, durch die Dampfschiffahrt dann die zwischen ihnen. So bildete sich ein Weltmarkt aus, der den sich formierenden Industrienationen ein Wirtschaftswachstum in bisher unvorstellbaren Größenordnungen ermöglichte. Der Zugang zu diesem Weltmarkt wurde deshalb von entscheidender Bedeutung für die Entwicklung der Wirtschaft jeder Nation. Da diese wiederum die Basis von deren militärischem Potential bildete, schließt sich damit der Kreis.

„Kein Staat, sondern eine Idee“: Deutschland vor 1866

Wenden wir uns nun dem näheren Umfeld zu: dem Deutschland der Zeit vor 1866. Das war, so wurde es einmal zuge-

spitzt formuliert, „*kein Staat, sondern eine Idee. Die Deutschen waren preußische, bremische oder nassauische, österreichische oder anhaltinische, manchmal auch russische Staatsangehörige. Sechsundreißig europäische Staaten galten als deutsche, weil sie ganz oder teilweise dem deutschen Bund angehörten, einer Schöpfung des Wiener Kongresses von 1815.*“⁴

Dieser Bund war ein Zusammenschluss aller 1806 de jure souverän gewordenen deutschen Territorien, deren Integrität und Selbstständigkeit er sichern sollte. Denn sich selbst überlassen, hätten viele dieser Länder ihre mächtigen Nachbarn, vor allem Preußen und Österreich, geradezu dazu animiert, sie sich an- oder sogar einzugliedern. Das hätte jedoch das 1815 geschaffene, fragile Gleichgewicht zwischen den europäischen Großmächten zerstört, zu denen neben Preußen und Österreich Russland, Großbritannien und Frankreich zählten. Damit war der Deutsche Bund ein wesentlicher Bestandteil jenes europäischen Ordnungssystems, das Mitteleuropa nach 1815 tatsächlich einige Jahrzehnte des Friedens verschaffte.

Eine weitere ihm zugesetzte Funktion erfüllte er jedoch nicht, weil er eigentlich auch dazu beitragen sollte, die Bestrebungen zur Herstellung der nationalen Einheit in Deutschland einzudämmen. Denn völlig unterdrücken ließ sich die Nationalbewegung auch in den deutschen Ländern nicht, zumal die Fürsten dieser Länder ihren Untertanen, als sie ihnen im Kampf gegen Napoleon große Opfer abverlangen mussten, neben der Gewährung größerer politischer Mitspracherechte auch einen Zusammenschluss der deutschen Länder in Aussicht gestellt hatten. Aus diesen Gründen war die Bildung einer politischen Institution, der alle deutschen Länder angehörten, letztlich unumgänglich.

So entstand 1815 ein Bund aus 36 souveränen Staaten, genau genommen der Fürsten dieser Staaten, und der vier noch existierenden freien Städte Frankfurt, Hamburg, Bremen und Lübeck. Die Fürsten waren Mitglieder des Bundes, sofern und insoweit sie in deutschen Territorien Herrschaft ausübten. Der König von Preußen und der Kaiser von Österreich gehörten diesem Bund daher nur für ihre deutschen Territorien an; andererseits war der König von England für das Königreich Hannover, der König der Niederlande für das Herzogtum Luxemburg, und der König von Dänemark für das Herzogtum Holstein Mitglied des Deutschen Bundes.

In der Hand dieser souveränen Fürsten lag, wie es das Monarchische Prinzip erforderte – das dann auch die Wiener Schlussakte von 1820 als verbindlich vorgab –, die gesamte Staatsgewalt, also Legislative, Exekutive und Judikative. Selbstverständlich war die Außenpolitik ausschließlich ihnen vorbehalten. Sie und nur sie konnten Bündnisse eingehen und über Krieg und Frieden entscheiden. Demnach lag es nur an ihnen, welche Kompetenzen sie dem Bund überließen.

Tatsächlich waren dies durchaus substantielle Kompetenzen. So war der Bund befugt, mit außerdeutschen Staaten Gesandte auszutauschen und Verträge zu schließen, womit er die Gesamtheit der deutschen Länder nach außen vertrat. Allerdings war es den einzelnen Bundesmitgliedern unverwehrt, mit auswärtigen Staaten direkt in Verbindung zu treten und mit diesen auch bilaterale Verträge, ja sogar Bündnisse abzuschließen; diese durften nur nicht gegen andere Bundesmitglieder oder den Bund insgesamt gerichtet sein.

Vor allem aber besaß der Bund das Recht, anderen Staaten den Krieg zu erklären und mit ihnen Frieden zu schließen.

Derartige Beschlüsse oblagen dem Bundes- tag, dem einzigen gemeinsamen Organ des Deutschen Bundes. Er hatte seinen Sitz in Frankfurt/Main und bestand aus den Gesandten der Länder, die von den Regierungen, d. h., von den Fürsten, dort- hin beordert wurden. Das Plenum bestand aus 69 Mitgliedern bzw. Stimmen, wobei den größeren Staaten vier oder drei, den kleineren je eine Stimme zustand. Der Bundestag entschied über alle Fragen der Bundesverfassung sowie über Krieg und Frieden. Alles andere erledigte ein Ausschuss, dem die elf größten Staaten mit je einer Stimme, die übrigen Staaten mit zusammen sechs Stimmen angehörten. Den Vorsitz sowohl im Plenum als auch im Ausschuss, dem „engeren Rat“, hatte Österreich inne.

Die meisten Fürsten standen dem Bund zunächst sehr reserviert gegenüber. Denn nachdem sie nicht nur die Souveränität, sondern vielfach auch ihren nunmehrigen Herrschaftsbereich oft erst in jüngster Zeit erlangt hatten, fühlten sie sich durch jede Einschränkung ihrer Kompetenzen bedroht. Sie pochten deshalb auf ihre Souveränität und die Integrität ihres Staates und lehnten Eingriffe des Bundes in die inneren Angelegenheiten zunächst strikt ab. Das galt auch und vor allem in Fragen der Verfassung. Der berühmte Artikel 13 der Bundesakte von 1815 sah bekanntlich vor, dass alle Mitgliedstaaten „*landständische Verfassungen*“ erlassen sollten. Diesem Auftrag sind einige Staaten, darunter die größten – Preußen und Österreich – lange überhaupt nicht, beziehungsweise in einer solchen Form nachgekommen, dass sie den Erwartungen ihrer Bürger in keiner Weise gerecht wurden. Schon dass der Bund nichts unternommen hat, um dieses Defizit zu beheben, musste viele politisch engagierte Bürger schwer enttäuschen. Aber

dabei sollte es nicht bleiben. Denn seit den berüchtigten Karlsbader Beschlüssen von 1819 entwickelte sich der Bund zu einer Institution, die ihre hauptsächliche Aufgabe in der Bekämpfung aller liberalen und nationalen Bestrebungen sah, und die dazu unverhältnismäßig harte Maßnahmen ergriff. Das hatte zur Folge, dass der Deutsche Bund auf immer breitere und heftigere Ablehnung stieß.

Während sich der Deutsche Bund so als Instrument zur Gewährleistung der Sicherheit seiner Mitglieder – der Fürsten – bewährte, hat er jene Hoffnungen enttäuscht, welche die Bürger in ihn gesetzt hatten. Dies nicht zuletzt auch deshalb, weil er sich nicht, wie es in der Bundesakte vorgesehen war, zu einem gemeinsamen Wirtschaftsraum weiterentwickelte. Um dieses Defizit zu kompensieren, entstanden Zusammenschlüsse zwischen einzelnen deutschen Staaten, aus denen dann 1834 der Zollverein hervorging. Unter dessen Dach fanden sich nach und nach mit Ausnahme von Österreich alle deutschen Staaten zusammen; so entstand schon lange vor 1866 ein Zusammenschluss jener Mitglieder des Deutschen Bundes, die 1871 das deutsche Kaiserreich bilden sollten.

Vor allem aber hat der Deutsche Bund die Erwartungen enttäuscht, welche die Nationalbewegung in ihn gesetzt hatte. Dabei gewann diese mit den Jahren trotz mancher Rückschläge immer mehr an Bedeutung. Vielen ihrer Anhänger galt der Bund als größtes Hindernis auf dem Weg jedes politischen Fortschritts. Dies sogar mit einiger Berechtigung, denn eine der Grundfesten des Bundes war, wie bereits erwähnt, das Monarchische Prinzip. Danach hatte die Gewalt im Staate grundsätzlich beim Monarchen zu liegen, der sein Amt von Gottes Gnaden ausübte und damit prinzipiell keiner menschlichen In-

stanz Rechenschaft schuldig sein konnte. Dieses Prinzip galt selbstverständlich auch in den Staaten, die eine Verfassung hatten, womit politischer Fortschritt im Sinne einer Parlamentarisierung unmöglich war. Das musste gerade die politisch aktivste Bevölkerungsgruppe, das Bürgertum, zum Gegner des Bundes machen.

Kein Widerspruch: Bayerische Nation und Deutsches Vaterland

Anders als auf der Bundesebene gab es auf der Ebene der Länder politischen Fortschritt, auch wenn dieser vielfach als unzureichend empfunden wurde. Tatsächlich haben sich die Länder in dem halben Jahrhundert von 1815 bis 1866 einen festen Platz nicht nur in der politischen Struktur Deutschlands, sondern auch im politischen Bewusstsein der Bürger erobert, was vor allem für die größtenteils neu gebildeten Länder Süddeutschlands galt. Was bei der Formierung dieser Länder wohl selbst die optimistischsten Politiker kaum zu hoffen gewagt hatten, nämlich die Ausbildung einer verlässlichen Loyalität der heterogen zusammengesetzten Bevölkerung gegenüber der herrschenden Dynastie, ist sowohl in Bayern als auch in Württemberg und Baden erstaunlich rasch eingetreten. Zurückzuführen ist dies vor allem darauf, dass es sich bei diesen Staaten um Moderne Staaten handelte, die zudem über Verfassungen verfügten und den Bürgern über ihre Repräsentanten in den Parlamenten politische Mitbestimmungsmöglichkeiten einräumten. So bildete sich hier ein Zusammengehörigkeitsgefühl aus, das die Existenz des Staates auch in Krisensituationen gewährleistete. Tatsächlich räumten viele der politisch aktiven Bürger, die zumeist den gemäßigt Liberalen oder auch den Konservativen

zuzuordnen waren, in diesen Ländern der Bildung eines deutschen Nationalstaates keineswegs absolute Priorität ein.

Aber auch in solchen Staaten, in denen man sich lange nicht zum Erlass moderner Verfassungen durchringen konnte, in Preußen vor allem, aber etwa auch in Sachsen und Hannover, um nur die größten zu nennen, wurde die Stellung der Bürger sukzessive gestärkt und wurden diese in zunehmendem Maße an der Regelung der öffentlichen Angelegenheiten beteiligt. Dies hat im Zusammenspiel mit den wirtschaftlichen Vorteilen, die diese Staaten schon deswegen boten, weil sie größere Wirtschaftsräume darstellten, bewirkt, dass die Bürger sich auch hier mit ihrem Staat identifizierten.

Diese Identifikation war vor allem auch in Bayern zu beobachten. Noch bevor das Moderne Bayern seinen endgültigen territorialen Umfang erlangt hatte, wirkte hier die Staatsführung darauf hin, aus den „Stämmen“ Bayerns eine bayerische Nation zu formen. Hierbei kam dem König und der Dynastie als wichtigsten gemeinsamen Bezugspunkten zentrale Bedeutung zu. Mittels eines breiten Instrumentariums – erinnert sei nur an das bayerische Nationalfest, das Oktoberfest, das erstmals 1810 anlässlich der Vermählung des Kronprinzen Ludwig mit der Prinzessin Therese von Sachsen-Hildburghausen abgehalten wurde – gelang es tatsächlich, innerhalb relativ kurzer Zeit ein bayerisches Nationalbewusstsein auszuformen.

Besonders aktiv war in dieser Hinsicht König Ludwig I., der Bayern von 1825 bis 1848 regierte; im März dieses Jahres legte er in der Annahme, dass die Revolution das Monarchische Prinzip beseitigen werde, die Krone nieder. Er starb erst 1868, so dass er noch Bayerns Niederlage 1866 miterleben musste. Ludwig I.



Abb. 1: Die Walhalla in Donaustauf bei Regensburg.

Photo: Wikipedia CC BY-SA 3.0, Avda.

hat sich selbst dezidiert als „Teutscher“ gefühlt und schon als Kronprinz versucht, die deutsche Nationalbewegung in eine ganz bestimmte Richtung zu lenken.

Wie wichtig ihm dieses Anliegen war, erkennt man an der monumentalen Art und Weise, mit denen er den Menschen seine politischen Grundüberzeugungen bezüglich des Verhältnisses von deutschen Staaten und deutscher Nation vermitteln wollte. Denn es sind zwei wahrhaft monumentale Bauwerke, die er dafür errichten ließ: Die Walhalla und die Befreiungshalle. Bei der Eröffnung der Walhalla am 18. Oktober 1842 sagte Ludwig I. – und dieser Text ist noch heute auf einem Stein vor der Walhalla zu lesen: „*Möchte Walhalla förderlich sein der Erstarkung und der Vermehrung deutschen Sinnes! Möchten alle Deutschen, welchen Stammes sie auch*

sein, immer fühlen, dass sie ein gemeinsames Vaterland haben, ein Vaterland auf das sie stolz sein können, und jeder trage bei, soviel er vermag, zu dessen Verherrlichung.“

Das gemeinsame Vaterland aller Deutschen existierte somit für Ludwig I. auf kultureller Ebene, die deutsche Nation war nach seinem Verständnis eine Kulturnation, deren Wurzeln bis in die Antike zurückreichen. Dieser deutschen Nation rechnete er, wie seine Auswahl der in der Walhalla Geehrten zeigte, zu, wessen Muttersprache deutsch war.

Die Befreiungshalle dagegen sollte den Deutschen ins Bewusstsein rufen, dass die deutschen „Stämme“ dann und nur, wenn sie sich zusammenschlossen, jenen Bedrohungen standhalten könnten, denen sie von außen ausgesetzt seien. Bei deren Grundsteinlegung am 19. Oktober

1842, dem Jahrestag des Einzugs der Sieger der Völkerschlacht bei Leipzig, sagte er: „*Vergessen wir nie, was dem Befreiungskampfe vorhergegangen, was in die Lage uns gebracht, dass er notwendig geworden, und was den Sieg uns verschafft. Vergessen wir nie, ehren wir immer seine Helden. Sinken wir nie zurück in der Zerrissenheit Verderben. Das vereinigte Deutschland, es wird nicht überwunden.*“ In den Boden der zentralen Halle ließ er in großen Lettern einlegen: „*Möchten die Deutschen nie vergessen, was den Befreiungskampf notwendig gemacht, noch wodurch sie gesiegt.*“

Letzter Sieg und Zerfall der „Heiligen Allianz“

Diese Mahnung stand auch im Mittelpunkt der Rede, die der nunmehr schon seit 15 Jahren machtlose Ludwig I. bei der Einweihung der Befreiungshalle 1863 hielt. In den zwei Jahrzehnten, die zwi-



Abb. 2: Steintafel mit den Worten Ludwigs I. vor der Walhalla.

Photo: Wikipedia CC BY 3.0, Mijozi.

schen der Grundsteinlegung und der Einweihung dieses Monuments lagen, hatten sich jedoch die politischen Verhältnisse tiefgreifend verändert. Eine wichtige Station bildeten dabei die Jahre 1848 und 1849. Ausgelöst durch Missernten verschlechterten sich ab 1846 die Lebensverhältnisse breiter Bevölkerungsschichten in ganz Europa, und in dieser Situation wirkte der Ende Februar 1848 erfolgte Sturz des französischen Königs wie eine Initialzündung. Die Folge war eine breite revolutionäre Welle; in vielen Staaten sahen sich die Regierungen gezwungen, den Forderungen der Bürger nachzukommen. Zu diesen zählte nicht nur in Deutschland, sondern auch in anderen Ländern – vor allem in solchen, die der Herrschaft der Habsburger unterstanden – diejenige nach Bildung von Nationalstaaten.

In dieser Situation schlossen sich die drei konservativen Großmächte Russland, Österreich und Preußen, die „Heilige Allianz“, noch einmal zusammen. Sie rangen diese Bewegung gewaltsam nieder und stellten die Macht der Fürsten in vollem Umfang wieder her. Auch der von der deutschen Nationalversammlung, der Paulskirche, unternommene und schon weit gediehene Versuch, einen deutschen Nationalstaat zu schaffen, war damit gescheitert.

Das sollte jedoch letzte Kooperation der drei Großmächte sein. Preußens König hatte die Formierung eines deutschen Nationalstaats unter Ausschluss Österreichs nur deshalb nicht unterstützt, weil ihm die Kaiserkrone von der Nationalversammlung, also vom Volk, und nicht von den Fürsten angeboten worden war. Denn damit hätte er den Status eines „Herrschers von Gottes Gnaden“ aufgeben und die Souveränität des Volkes anerkannt, wozu er unter keinen Umständen bereit

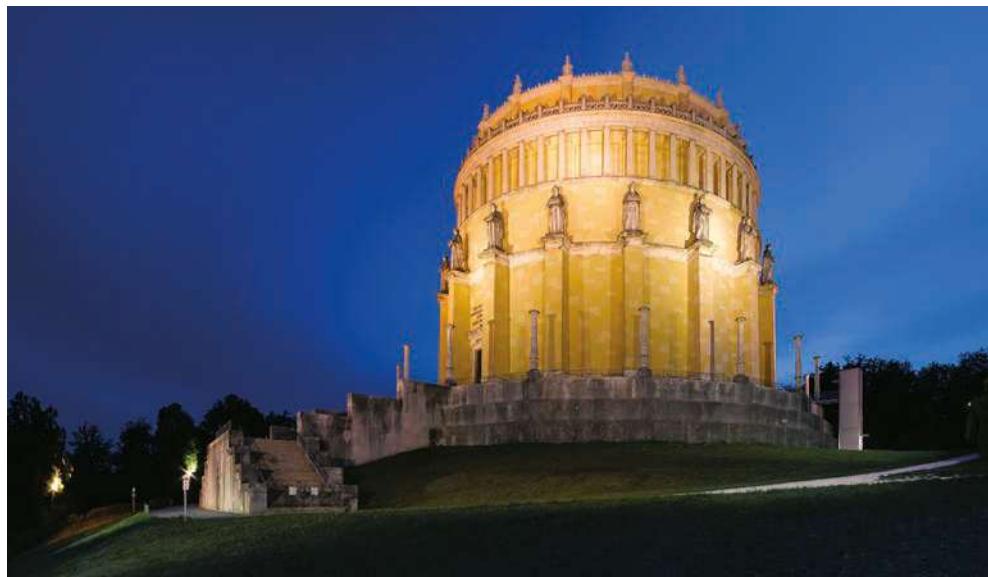


Abb. 3: Die Befreiungshalle in Kelheim.

Photo: Wikipedia CC BY-SA 3.0, Richard Bartz.

war. Das Ziel, einen Nationalstaat unter preußischer Führung, verfolgte er jedoch unabirrt weiter.

Den ersten Anlauf dazu unternahm Preußen noch 1849 mit dem „Unionsprojekt“. Dieses sah den Ersatz des Deutschen Bundes durch einen Bundesstaat vor, an dessen Spitze ein Direktorium stehen sollte. Ihm sollten Vertreter Preußens, Bayerns und vier weiterer Staaten angehören. Vorsitzender sollte erblich der König von Preußen sein, der die Exekutive ausüben sollte. Mit Österreich sollte dieser Bund ein Bündnis schließen; es sollte also einen Bundesstaat und einen weiteren Bund geben, wobei letzterer vor allem eine wirtschaftliche Gemeinschaft gewesen wäre.

Nicht zuletzt an der Ablehnung durch Bayern scheiterte dieses Projekt. Bayern bestand darauf, dass Österreich mit im Bund bleiben und die Exekutive von einem Kollegium ausgeübt werden müsse. Da Preußen dies ablehnte, schloss sich

Bayern Österreich an, das den alten Bundestag reaktivieren und reformieren wollte. In diesem reformierten Bund wollte Österreich mit all seinen Ländern vertreten sein. Dieser Bund sollte ein Nationalparlament, bestehend aus zwei Kammern, erhalten, wovon eine aus Vertretern der Länderparlamente, die andere aus Vertretern der einzelnen Bundesregierungen bestehen sollte. An der Spitze des Bundes sollte eine Direktorialregierung stehen, über deren ersten Vorstand sich Preußen und Österreich noch verständigen sollten; diese Mächte sollten sich dann im Vorsitz wechselweise ablösen.

Preußen und dessen norddeutsche Verbündete hielten jedoch an den Unionsplänen fest. Darauf berief Österreich, unterstützt von den mittel- und süddeutschen Staaten, die im Frühjahr 1848 aufgelöste Bundesversammlung wieder ein und drohte den Staaten, die dieser Einberufung nicht Folge leisteten, mit der Bundesexe-

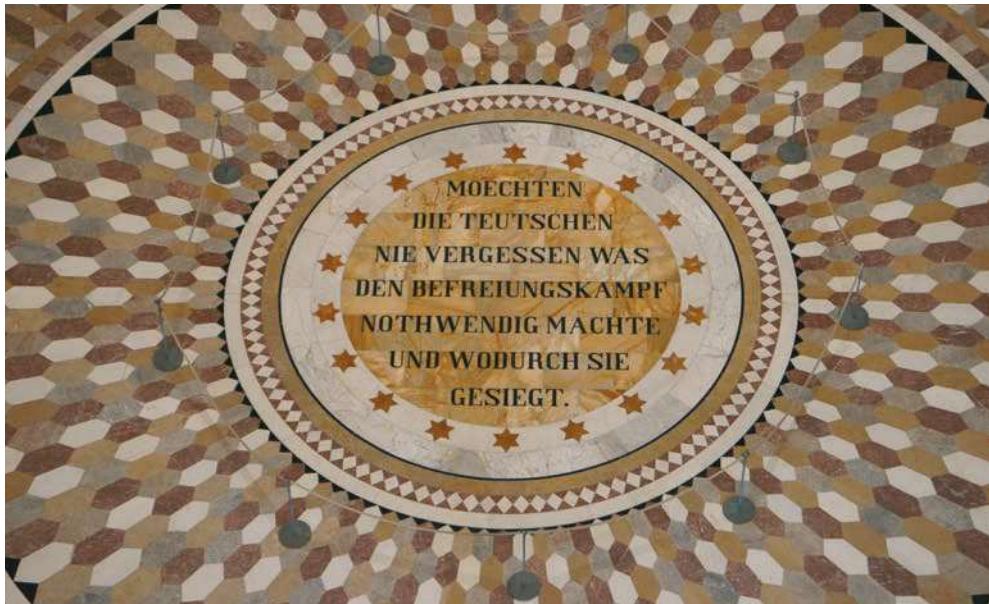


Abb. 4: Inschrift im Boden der Befreiungshalle.

Photo: Wikipedia CC BY-SA 3.0, Qfleiger.

kution, also der Anwendung militärischer Gewalt. Damit zeichnete sich bereits Ende 1849 ein Krieg zwischen jenen Parteien ab, die sich auch 1866 gegenüberstehen sollten. Wenn er diesmal vertagt wurde, so deshalb, weil Preußen mit einem Eingreifen Russland rechnen musste. Denn Preußen hatte sich in einem Konflikt, der zwischen der Regierung und dem Parlament in Hessen entbrannt war, auf die Seite des Parlaments gestellt. Das veranlasste den Zaren, dem das Monarchische Prinzip heilig war, sich gegen Preußen und damit auf die Seite Österreichs zu stellen. Mit dieser Rückendeckung schlossen sich im Oktober 1850 Österreich, Bayern und Württemberg zusammen, um die Bundesexekution in Hessen durchzuführen. In allerletzter Minute lenkte Preußen ein. Da Österreichs nicht nur die wichtigsten deutschen Mittelstaaten, sondern auch Russland auf seiner Seite hatte, war ihm

ein Krieg zu riskant. So kam es zu den bekannten Olmützer Punktationen, in denen Preußen den Fortbestand der alten Bundesverfassung anerkannte.

Damit war der Konflikt vertagt. Die Beratungen über die von Österreich gewünschten und von vielen Staaten, darunter auch Bayern, unterstützten Reformen führten, wie angesichts des Widerstandes Preußens zu erwarten war, zu keinem Ergebnis, so dass der Deutsche Bund in seiner alten Form fortbestand. Da er so weniger denn je den Vorstellungen entsprach, welche die Bürger von einem Nationalstaat hatten, arbeitete die Zeit nunmehr für Preußen.

Preußen nutzte nun verstärkt die Wirtschaftspolitik, um Österreichs Stellung zu schwächen. Da die Staaten des 1834 gebildeten Zollvereins mittlerweile zu einem Wirtschaftsraum zusammengewachsen waren, von dem alle Beteiligten profi-

tierten, hatten sie gemeinsame Interessen ausgebildet, die über das rein Ökonomische hinaus reichten. Denn mit dem Fortschreiten der Industrialisierung hatten wirtschaftliche Interessen einen immer größeren politischen Stellenwert erlangt. So verstand es sich auch von selbst, dass Preußen alle Versuche Österreichs, diesem Wirtschaftsraum beizutreten, entschieden abwehrte. Mit der Drohung, die Verträge, die dem Zollverein zugrunde lagen, nicht zu verlängern – eine solche Verlängerung war alle zwölf Jahre fällig –, zwang es die anderen Mitglieder auf seine Linie. Tatsächlich hätten die anderen deutschen Staaten durch eine wirtschaftliche Trennung von Preußen große Nachteile erlitten, die durch einen Zusammenschluss mit Österreich nicht annähernd ausgeglichen worden wären; so konnten sie für Österreich letztlich nichts tun.

Bewegung kam in den festgefahrenen Kampf um die Gestaltung des künftigen deutschen Nationalstaates wieder, als Österreich einen Rückschlag, den Russland in seiner Balkan- und Schwarzmeropolitik erlitt, für sich nutzen wollte. Russland hatte sich in den Napoleonischen Kriegen weit nach Westen ausgedehnt. In den folgenden Jahrzehnten hatte es die schon länger betriebene Verdrängung des Osmanischen Reiches von der Ost- und Nordküste des Schwarzen Meeres fortgesetzt und seinen Einfluss in den Balkanländern – das waren vor allem die „Donaufürstentümer“ Moldau und Walachei, Bulgarien und Serbien – kontinuierlich ausgebaut.

Dazu nutzte Russland die dortigen Nationalstaatsbewegungen. Schon 1828 hatte es den Aufstand der Griechen gegen die osmanische Herrschaft zum Anlass genommen, dem Osmanischen Reich den Krieg zu erklären. 1829 musste das besiegte Osmanische Reich Russland die Schutz-

herrschaft über die Donaufürstentümer und das gesamte Donaudelta abtreten sowie die freie Durchfahrt durch den Bosporus und die Dardanellen gewähren. Legitimiert hatte Russland den Krieg damit, dass es als orthodoxe Vormacht dazu berufen sei, die Glaubensgenossen gegen die Unterdrückung durch die Moslems zu schützen.

1853 beanspruchte der Zar das Protektorat über die orthodoxen Christen auch innerhalb des Osmanischen Reichs und stellte ein entsprechendes Ultimatum. Um zu verhindern, dass Russland die Kontrolle der Meeresengen übernahm, stellten sich nun jedoch Großbritannien und Frankreich auf die Seite des Osmanischen Reiches, das daraufhin Russland den Krieg erklärte. Dieser sollte erst 1856 und nach langen Kämpfen, die mit starker Beteiligung französischer und britischer Verbündeter auf der Krim ausgetragen wurden, mit einer empfindlichen Niederlage Russlands enden. Großbritannien und Frankreich bestimmten dann im Wesentlichen auch den Inhalt des am 30. März 1856 in Paris geschlossenen Friedens. Darin musste Russland die Oberhoheit über die Donaufürstentümer wieder aufgeben und Bessarabien und das Donaudelta an das Fürstentum Moldau abtreten; zudem durfte es im Schwarzen Meer keine Kriegsflotte mehr unterhalten.

Österreich wollte diese Situation nutzen, um sich als Hegemonialmacht auf dem Balkan zu etablieren. Es schloss bei Ausbruch des Krimkrieges ein Bündnis mit Preußen, das vorgeblich der gemeinsamen Friedenssicherung, de facto aber Österreichs Rückendeckung diente. Der Deutsche Bund wurde dabei übergangen, womit die anderen deutschen Länder von jeder Mitwirkung ausgeschlossen wurden. Sie konnten sich jedoch auch auf keine

gemeinsame Haltung einigen und schlossen sich letztlich dem österreichisch-preußischen Bündnis an.

Damit unterstützten sie de facto Österreichs Expansion auf dem Balkan. Dass sich diese Unterstützung darauf beschränkte, Österreich im Falle eines russischen Angriffs ihre Hilfe zuzusagen, war dem Einsatz Preußens zu verdanken, das weiter gehende Forderungen Österreichs abgeblockt hatte. Dieser Einsatz verschaffte Preußen wieder das Wohlwollen Russlands, das seit der gemeinsamen Niederschlagung der revolutionären Bewegungen 1849 stets auf der Seite Österreichs gestanden hatte, nun aber zu dessen erbittertem Gegner wurde. Diese Konstellation – freundschaftliches Verhältnis zwischen Russland und Preußen einerseits und Feindschaft zwischen Russland und Österreich andererseits – sollte für die weitere Entwicklung in den nächsten Jahren von großer Bedeutung sein.

Denn Preußen verfolgte sein Ziel unabirrt weiter, wobei es davon profitierte, dass Napoleon III. den König von Piemont-Sardinien bei dessen Bestreben unterstützte, Italien zu einigen. Dadurch wurde Österreich geschwächt; es erlitt 1859 in Oberitalien schwere Verluste und musste dort daraufhin weite Gebiete abtreten. Preußen hatte verhindert, dass ihm der Deutsche Bund zur Hilfe kommen konnte. Nicht nur wegen der Gebietsverluste, auch wegen der schweren militärischen Niederlagen sank das Ansehen Österreichs in Deutschland damals deutlich.

Die deutschen Mittelstaaten erkannten den damit verbundenen Machtzuwachs Preußens und versuchten nochmals über den Weg einer Bundesreform, die Entwicklung zu steuern. Nun sollte durch Herstellung gleichartiger Verhältnisse innerhalb der Staaten die Voraussetzung zu

einem engeren Zusammenwirken auf Bundesebene geschaffen werden. Preußen und Österreich signalisierten Zustimmung, aber andere Staaten, darunter auch Bayern, lehnten eine solche Reform ab. In einer von außen diktierten Verfassungsrevision sah man hier die Gefahr, dass die Großmächte so in die innerbayerischen Verhältnisse eingreifen könnten. Zwar wollte auch Bayern einen starken, handlungsfähigen Deutschen Bund, der die Interessen seiner Mitglieder besser wahrnehmen konnte, aber nicht um den Preis des Verlustes seiner Eigenständigkeit.

So führten auch die Reformbemühungen der Jahre 1860 bis 1863 zu keinen greifbaren Resultaten. Nicht einmal zu einer stärkeren Kooperation auf militärischem Gebiet konnte man sich, nicht zuletzt wegen Rivalitäten zwischen Bayern und Württemberg, durchringen. Aber auch wenn dieses Agieren der mittleren Mächte dazu beitrug, dass der Bund sich nicht weiter entwickelte, hing letztlich dessen Schicksal allein vom Ausgang des Kampfes zwischen den beiden deutschen Großmächten ab.

Bismarcks Strategie, oder: Über Schleswig-Holstein nach Königgrätz

Dies war die Situation, als im September 1862 Otto von Bismarck preußischer Ministerpräsident wurde. Dieser instrumentalisierte umgehend einen schon seit Jahrzehnten schwelenden Konflikt – den um den Status der Herzogtümer Schleswig und Holstein –, um Österreichs Stellung im Deutschen Bund zu untergraben. Dabei musste er Österreich dazu bringen, sich vor allem mit den mittleren Staaten des Deutschen Bundes zu überwerfen. Dafür bot die aktuelle Entwicklung in diesen



Abb. 5: Preußens Ministerpräsident Otto von Bismarck (1815–1898). Photo: Gemeinfrei.

beiden deutschen Herzogtümern beste Voraussetzungen. Die komplexe Situation Schleswig-Holsteins näher zu erörtern, ist hier weder möglich noch nötig, im vorliegenden Zusammenhang ist nur die Entwicklung ab 1855 relevant. Damals erhielt das Königreich Dänemark eine Verfassung, durch die sich die Bevölkerung der Herzogtümer Schleswig und Holstein in den ihnen garantierten Rechten verletzt sah. 1858 setzte sich Bismarck, damals noch preußischer Gesandter am Bundesstag, dafür ein, dass der Deutsche Bund in dieser Sache aktiv werden sollte. Das hatte zur Folge, dass man in der deutschen Nationalbewegung verstärkt auf Preußen setzte. Sogar eine Einverleibung in den preußischen Staat wurde nun in Erwägung gezogen, da dies vielen die einzige

Möglichkeit schien, der dänischen „Fremdherrschaft“ zu entkommen.

Das Jahr 1863 brachte Bismarck dann seinem Ziel ein großes Stück näher. Zum einen suchte die Ständeversammlung von Holstein beim Deutschen Bund um Schutz gegen rechtswidrige Eingriffe der dänischen Zentralregierung nach, was einen guten Vorwand für ein direktes Eingreifen bot. Vor allem aber verstand es Bismarck zum anderen, den polnischen Aufstand des Jahres 1863 zu nutzen. Preußen stellte sich demonstrativ auf die Seite des wegen seines rabiaten Vorgehens gegen die Polen vielfach kritisierten Russlands, das diese Unterstützung sehr zu schätzen wusste. Zudem wollte Dänemark die durch den Aufstand erzeugte Ablenkung nutzen, um sich Schleswig vollständig anzugliedern. Das geschah dann auch mittels eines im November 1863 erlassenen Staatsgrundgesetzes, mit dem Dänemark gegen international garantiertes Recht verstieß. Kompliziert wurde diese Situation schließlich noch durch den Tod des dänischen Königs. Denn die Schleswig-Hosteiner leisteten daraufhin Ende Dezember 1863 auf einer spektakulären Versammlung einem deutschen Fürsten, Herzog Friedrich VIII. von Schleswig-Holstein, den Treueschwur. Eine Welle nationaler Begeisterung ging durch ganz Deutschland; der Deutsche Bund stellte sich, nicht zuletzt auf bayerische Initiative hin, hinter Herzog Friedrich und beschloss ein militärisches Eingreifen; deutsche Truppen rückten in Holstein ein.

Bismarck aber verfolgte eine andere, für viele Zeitgenossen schwer nachvollziehbare Taktik. Preußen erkannte den König von Dänemark als rechtmäßigen Herzog von Holstein und Lauenburg an, aber dies in der Erwartung, dass er die rechtswidrige Einverleibung Schleswigs nach Dänemark

nicht rückgängig machen werde. Deshalb, so das Kalkül Bismarcks, mussten ihm jene Mächte, die Dänemarks Integrität garantierten, die Unterstützung entziehen. So könnte Preußen, wenn es ihm gelänge, die Rückendeckung Österreichs zu gewinnen, nicht nur Holstein, sondern auch Schleswig an sich bringen. Dieser Plan ging auf. Am 16. Januar 1864 lehnte Dänemark die von Preußen und Österreich gemeinsam gestellte Aufforderung ab, die Eingliederung Schleswigs rückgängig zu machen. Weder England, noch Frankreich oder Russland kamen Dänemark zu Hilfe, als es daraufhin von einer starken preußisch-österreichischen Armee angegriffen wurde. Der Krieg endete mit der Niederlage Dänemarks, die ein am 30. Oktober 1864 in Wien geschlossener Friedensvertrag besiegelte. Darin verzichtete der dänische König auf seine Rechte an den Herzogtümern Schleswig, Holstein und Lauenburg, die an die Sieger, den König von Preußen und den Kaiser von Österreich, übergingen. Indem Preußen und Österreich die Ansprüche der Erben auf die Herzogtümer ignorierten, stellten sich beide gemeinsam gegen die große Mehrheit der übrigen Bundesmitglieder. Nie zuvor hatte sich deren Machtlosigkeit deutlicher gezeigt als jetzt, da sich die beiden Großmächte einig waren.

Die weitere Entwicklung ist wohl bekannt und kann deshalb in kurzen Zügen umrissen werden. Zunächst richteten Preußen und Österreich eine gemeinsame Verwaltung der beiden Herzogtümer ein. Im Gasteiner Vertrag vom 14. August 1865 verabredete man dann eine getrennte Verwaltung bei gleichzeitiger Beibehaltung der gemeinsamen Souveränität über beide Herzogtümer. Damit hatte Österreich die Ansprüche der legitimen Erben nochmals preisgegeben und sich so bei

den deutschen Fürsten endgültig diskreditiert. Vor allem aber hat Österreich durch dieses Verhalten in der Schleswig-Holstein-Frage auch die Unterstützung der großdeutschen Nationalbewegung eingebüßt. Dieses gerade in den süddeutschen Ländern starke politische Lager, das für einen deutschen Nationalstaat unter Einchluss Österreichs eintrat, hat sich 1864 fast völlig aufgelöst. Übrig blieb die kleindeutsche Bewegung, die ein Deutschland unter Preußens Führung wollte. Der Vertrag von Gastein gilt denn auch als ein Meisterstück Bismarck'scher Diplomatie.

Die deutschen Fürsten waren von Österreich tief enttäuscht und gingen auf Distanz zur Präsidialmacht des Bundes. Bayern etwa hat nun das Königreich Italien offiziell anerkannt und sich für den Abschluss eines Handelsvertrages des Zollvereins mit ihm eingesetzt. Preußen suchte den Spalt im Bund zu erweitern und sicherte Bayern und den anderen süddeutschen Staaten zu, dass sie von ihm nichts zu befürchten hätten. Tatsächlich wuchs so die Bereitschaft, Preußen im Norden und in der Mitte Deutschlands freie Hand zu lassen.

Das außenpolitische Agieren Bayerns im unmittelbaren Vorfeld des Kriegs von 1866 ist schon damals und seither häufig und heftig kritisiert worden, und in der Tat fällt es schwer, diesem positive Seiten abzugewinnen. Außenminister von der Pförrden hätte wissen müssen, so die Kritik, dass die Mittelstaaten zu keiner gemeinsamen Aktion fähig und daher auch nicht in der Lage waren, einen wesentlichen Einfluss auf die beiden deutschen Großmächte auszuüben. Wie man weiß, war von der Pförrden zudem davon überzeugt, dass Preußen Österreich militärisch überlegen war. Außerdem hätte er spätestens seit den letzten politischen



Abb. 6: Bayerns Außenminister Ludwig Freiherr von der Pförrten (1811–1888).

Photo: Gemeinfrei.

Aktionen Österreichs, so die Kritiker, auch wissen müssen, dass Österreich ebenso wenig wie Preußen bereit war, das Bundesrecht und die Interessen der Bundesmitglieder zu respektieren, wenn diese seinen eigenen Zielen im Weg standen.

All diesen Erkenntnissen und Einsichten zum Trotz ließ von der Pförrten dennoch keinen Zweifel daran aufkommen, dass Bayern die Verpflichtungen, die es als Mitglied des Deutschen Bund habe, erfüllen werde. Konkret hieß dies, dass Bayern dann, wenn der Bund nach den Bestimmungen seiner Satzung eine Bundesexekution beschließen sollte, in den Krieg eintreten würde. Diese Haltung stellte für Österreich eine Art Blankoscheck dar, und es konnte keinen Zweifel geben, gegen wen dieser Krieg gerichtet sein würde: Gegen Preußen, das sich mit dem Status Quo,

d. h., der Existenz des Deutschen Bundes in seiner bestehenden Form nicht abfinden wollte. Diese Haltung des wichtigsten der mittleren Staaten war für Österreich von größtem Wert, denn es konnte so auf eine militärische Lösung setzen.

Bismarck hielt einen Krieg längst für unausweichlich und bereitete ihn sorgfältig vor. Zunächst kam es zu Auseinandersetzungen in Schleswig-Holstein. Denn Österreich ließ nunmehr die Agitation für Herzog Friedrich in Holstein gewähren, während Preußen dagegen einschritt. Am 8. April 1866 schloss Preußen dann ein auf drei Monate befristetes Bündnis mit Italien, das in dem Moment, da Preußen gegen Österreich zu Felde zog, seinerseits Österreich in Oberitalien angreifen sollte. Am 9. April warf Bismarck dann Österreich den Fehdehandschuh hin. Im gegenwärtigen Zustand, so erklärte er, sei die deutsche Nation zu einer Verfolgung ihrer Interessen unfähig. Deshalb müsse umgehend ein deutsches Nationalparlament einberufen werden, dessen Mitglieder vom deutschen Volk direkt gewählt werden müssten und das dann über Preußens Vorschläge entscheiden sollte. Bayern setzte sich dafür ein, diesen Antrag Preußens beim Bundestag zumindest prüfen zu lassen. Für Österreich aber war Preußens Vorschlag unannehbar; gewählt werden sollte nämlich nur in den *deutschen* Ländern, womit die Österreicher in diesem Nationalparlament eine Minderheit gewesen wären; damit aber war, wie von Preußen intendiert, der Ausschluss Österreichs aus Deutschland vorprogrammiert.

Vor allem von den Mittelstaaten unternommene Vermittlungsversuche blieben erfolglos. Auf beiden Seiten bereite man sich nun auf den Krieg vor. Am 10. Juni 1866 ging Preußen diplomatisch in die Offensive und forderte eine umgehende

Neuformierung des Deutschen Bundes unter seiner Führung und mit Ausschluss Österreichs, das darauf am folgenden Tag mit einem Antrag auf Mobilisierung der Bundesarmee zum Schutz des verfassungsmäßigen Zustandes des Bundes reagierte. Dieser Antrag wurde am 14. Juni vom Ausschuss des Bundestages mit den Stimmen aller Mittelstaaten und der Stadt Frankfurt angenommen. Preußen erklärte daraufhin den Bund für gebrochen und erloschen und ließ seine Armeen in Sachsen, Hessen und Hannover einmarschieren. Der Krieg hatte begonnen.

Bayern zog 1866 somit in einen Krieg, zu dessen Verhinderung die bayerische Diplomatie viele, wenn auch nicht gerade geschickte politische Anstrengungen unternommen hatte, und auf der Seite derjenigen Partei, der es einen Sieg von vornehmlich nicht zutraute. Dieser Pessimismus war eigentlich erstaunlich, denn immerhin verfügten Österreich und seine Verbündeten über eine deutlich stärkere Streitmacht als Preußen. Aber wie in Bayern so hat man sich auch in den anderen Staaten nur widerwillig auf diesen Krieg eingelassen. Entsprechend lustlos und schleppend verliefen die Vorbereitungen, die Mobilisierung und der Aufmarsch.

Dank ihrer raschen Mobilisierung vermochten so die kampferprobten Armeen Preußens ihre Gegner schlagen, bevor sich diese vereinigen konnten. Am 14. Juni 1866 hatte der Deutsche Bund die Exekution gegen Preußen beschlossen, bereits am 27. Juni kapitulierte die Armee des Staats Hannover, der sofort von Preußen annexiert wurde. Diesem ersten Schlag folgten schnell weitere. Mit 260.000 Mann rückten die Preußen in Böhmen ein, wo sich ihnen 300.000 Mann der österreichischen Armee entgegenstellten. Bayern und Württemberg hatten etwa 80.000 Mann mo-

biliert, die sich aber noch im Anmarsch befanden. Sie hatten noch keine Feindbegegnung, als den Preußen am 3. Juli bei Königgrätz der entscheidende Sieg über die österreichische Hauptstreitmacht gelang. Aus politischen Gründen forderte von der Pflichten nun den forcierten Einsatz der bayerischen Armee, obwohl der Krieg militärisch bereits entschieden war. So kam es in Franken in den folgenden Tagen noch zu größeren Kampfhandlungen zwischen bayerischen und preußischen Truppen.

Die schnelle Einigung zwischen Preußen und Österreich, die vornehmlich auf Bismarcks Drängen zustande kam, schnitt aber allem weiteren Taktieren von der Pflichten den Weg ab. Bismarcks Ziel war lediglich die Verdrängung Österreichs aus Deutschland, aber nicht dessen Demütigung und Schwächung, weshalb er zu weitem Entgegenkommen gegenüber Österreich bereit war. So kam es mit diesem bald zu einem grundlegenden Einverständnis, was wiederum für die Bündnispartner Österreichs, vor allem auch für Bayern, eine ernste Gefahr bedeutete.

Der Sieg Preußens: Eine Niederlage Europas?

Bayern wurde wie die anderen Verbündeten zu den Verhandlungen für den vorläufigen Frieden zwischen Preußen und Österreich, der in Nikolsburg am 26. Juli abgeschlossen wurde, nicht zugelassen. Auf diese Art machte Bismarck Bayern klar, dass es von Österreich keine Unterstützung zu erwarten hatte und sich am besten schnell mit Preußen einigte. Zunächst hatte er die bayerischen Verhandlungsführer auch mit hohen Forderungen konfrontiert. 32 Millionen Gulden und beträchtliche Gebietsabtretungen vor al-

lem in der Pfalz, aber auch in Ober- und Unterfranken, die rund ein Fünftel des bayerischen Staatsgebietes ausmachten, mit rund 500.000 Einwohnern sollten der Preis für den Frieden sein. Diese hohen Forderungen hatte er aber offensichtlich nur aus verhandlungstaktischen Gründen gestellt. Denn durch ein Abgehen davon konnte er sich, wie sich bald zeigen sollte, die Dankbarkeit der bayerischen Politiker verschaffen, die dann auch schnell bereit waren, einen Nachlass bei den materiellen Forderungen mit politischen Zugeständnissen zu honorieren.

Gerade diese waren Bismarck viel wichtiger als ein territorialer Gewinn, zumal Gebietsabtretungen geeignet waren, in Bayern eine dauerhafte Abneigung gegen Preußen zu erzeugen. Bismarck aber brauchte Bayern als Bündnispartner für die abzusehende militärische Auseinandersetzung mit Frankreich, das eine Einigung Deutschlands unter preußischer Führung nicht hinzunehmen bereit war. Deshalb musste und wollte er Rücksicht auf die Stimmung in Bayern nehmen. Daher umfassten die Forderungen, die der bayerischen Regierung am 20. August 1866 präsentiert wurden, neben 30 Millionen Gulden nur noch geringe territoriale Forderungen, nämlich die Bezirksämter Gersfeld und Orb. Bayern gegenüber tat Bismarck so, als ob er sich bei seinem König stark für eine Mäßigung der Forderungen habe einsetzen müssen, und als ob er es gewesen sei, der Bayerns Bestand erhalten habe. Damit erwarb er sich die tiefe Dankbarkeit von der Pfadtens, der ihn nun geradezu als Freund Bayerns pries, und in diesem Sinne auf König Ludwig II. einwirkte.

Nach nur zwei Tagen konnte am 22. August der Frieden zwischen Preußen und Bayern – und damit noch vor dem endgültigen Frieden zwischen Preußen und Ös-

terreich, der am 23. August in Prag unterzeichnet wurde – geschlossen werden. Die wichtigste Absprachen des preußisch-bayerischen Vertrages fanden sich jedoch nicht im veröffentlichten Friedenstext, sondern waren in einem geheim gehaltenen Artikel festgehalten: Es handelte sich um das so genannte Schutz- und Trutzbündnis. Darin sagte Bayern zu, dass es Preußen im Falle eines Angriffs durch eine dritte Macht nicht nur mit seinem ganzen militärischen Potential zu Hilfe kommen, sondern auch seine Truppen dem Oberbefehl Preußens unterstellen werde. Dazu mussten sich auch die anderen süddeutschen Staaten verpflichten.

Die wichtigsten Ergebnisse dieses Krieges waren somit:

1. Die Auflösung des Deutschen Bundes. Sie entzog dem 1815 geschaffenen System eines austarierten Gleichgewichts in Europa, das diesen Kontinent 50 Jahre vor größeren militärischen Konflikten bewahrt hatte, endgültig die Grundlage. In dem es auch auf das militärische Potential der übrigen deutschen Staaten zurückgreifen konnte, stellte Preußen nunmehr eine ernsthafte Bedrohung aller anderer europäischen Staaten, insbesondere aber Frankreichs, dar.

2. Die Gründung des Norddeutschen Bundes als ein Bundesstaat, der zwar unter Führung des preußischen Königs stand, aber auch ein gemeinsames Parlament erhielt, das in freier, gleicher und geheimer Wahl von der Gesamtbevölkerung gewählt wurde. Gerade durch dieses Parlament übte der Bund eine große Anziehungskraft auf die deutsche Bevölkerung auch im übrigen Deutschland aus. Der Norddeutsche Bund stellte den Kern des künftigen deutschen Nationalstaates, des Kaiserreiches, dar. Es fehlten lediglich noch die süddeutschen Staaten, die, nachdem

der Deutsche Bund nicht mehr existierte, zwar nominell völlig souverän, aber durch bilaterale Verträge an Preußen, die Präsidialmacht des Norddeutschen Bundes, gebunden waren. Hannover, Kurhessen, Hessen-Nassau und die Freie Stadt Frankfurt waren nunmehr preußisch, ebenso Schleswig-Holstein.

3. Der Ausschluss des gesamten Habsburger Reiches, also auch der deutschösterreichischen Länder aus dem Verbund Deutschlands. Österreich reagierte darauf mit einer innerstaatlichen Neuorganisation, bei der es zur Begründung einer echten Doppelmonarchie Österreich-Ungarn kam, in der Ungarn als zweiter Pfeiler dieses Reiches erheblich aufgewertet wurde. Deutschösterreicher und Ungarn stellten jedoch nur rund 40 Prozent der Bevölkerung der Doppelmonarchie. Da sich die Angehörigen der anderen Volksgruppen dadurch zurecht diskriminiert fühlten, kam es in der Folge zu heftigen internen Nationalitätskonflikten.

4. Die Verdrängung Österreichs aus Westeuropa, was nahezu zwangsläufig eine Verstärkung seiner Bemühungen um Ausbau seiner Hegemonialstellung auf

dem Balkan nach sich zog. Dies wiederum bewirkte eine Ausweitung und Vertiefung der Konflikte mit Russland und den nationalen Bewegungen in den Balkanländern, so dass sich hier jene explosiven Konstellationen ausbildeten, die sich im Sommer 1914 als so verhängnisvoll erweisen sollten.

Dirk Götschmann, geboren 1948 in Heidelberg, von 1973 bis 1978 Studium der Geschichte und Anglistik an der Universität Regensburg, dort seit 1982 als Assistent am Lehrstuhl für Bayerische Landesgeschichte tätig. 1984 Promotion, 1990 Habilitation. Von 2000 bis 2013 Professor für Neuere und Neueste Geschichte unter besonderer Berücksichtigung der bayerischen Geschichte an der Universität Würzburg. Zahlreiche Veröffentlichungen v.a. zur Wirtschafts-, Technik- und Verwaltungsgeschichte. Seine Anschrift lautet: Hochweg 81, 93049 Regensburg, E-Mail: dirk.goetschmann@uni-wuerzburg.de.

Anmerkungen:

- 1 Diesem Beitrag liegt das Manuskript des Vortrages zugrunde, den der Autor zur Eröffnung des 5. Fränkischen Thementages des FRANKEN-BUNDES am 24.10.2015 in Bad Kissingen gehalten hat. Nachgewiesen werden deshalb nur die Quellen wörtlicher Zitate und statistischer Angaben.
- 2 Schulze, Hagen: Der Weg zum Nationalstaat. Die deutsche Nationalbewegung vom 18. Jahrhundert bis zur Reichsgründung. München 1985, S. 49.
- 3 Krause, Keith: Arms and the State. Patterns of Military Production and Trade (Cambridge Studies in International Relations 22). Cambridge 1992, S. 18f.
- 4 Zimmer, Frank: Bismarcks Kampf gegen Kaiser Franz Joseph. Königgrätz und seine Folgen. Graz 1996, S. 9.

Äußerer Kampf und innerer Dissens

Die Kriegserfahrung von 1866 in Franken*

Im Spätsommer 1866, nach dem kurzen Krieg, war die öffentliche Meinung in Franken höchst gespalten. Es ging um die Deutsche Frage, um die seit dem Vormärz von der bürgerlichen Öffentlichkeit ersehnte engere Verbindung der deutschen Staaten zu einem Nationalstaat, die dem Bürgertum in der Revolution von 1848/1849 aus eigener Kraft nicht gelungen war.

Mit dem Sieg Preußens war der bisher entscheidende Rahmen untergegangen: die Verfassung des Deutschen Bundes, den der Wiener Kongress 1815 errichtet, und der Dualismus zwischen Österreich und Preußen, der Mitteleuropa über ein Jahrhundert beherrscht hatte. Österreich war aus Deutschland verdrängt und der von ihm geführte Bund aufgelöst. So schied eine ‚großdeutsche‘ Einigung aus. Doch die von Preußen betriebene ‚kleindeutsche‘ war strittig. Sollte man dem Sieger folgen, der eben alle Staaten nördlich der Mainlinie in einen Norddeutschen Bund zwang, oder einen anderen Weg suchen, einen Südbund? Der liberale ‚Fränkische Kurier‘ in Nürnberg sah „*den Bund mit Norddeutschland als die Basis jedes weiteren Aufbaues von Deutschland*“, das ‚Bayreuther Tagblatt‘ hatte noch vor Kriegsende den „*vollkommenen Anschluß an und die Unterordnung unter Preußen*“ gefordert; „*jede weitere Sonderstellung wäre von Übel*“. Dagegen warnte das ‚Würzbur-

ger Journal‘ „*entschieden*“ vor jeder Annäherung „*an den gewalttätig geschaffenen Großstaat Preußen*“: „*Wir können uns kein größeres Unglück für Deutschland denken als die preußische Einheit.*“

Ähnlich zwiespältig wie die Presse war die Volkstimmung in Franken. Der Regierungspräsident von Unterfranken hörte in seinem Kreis „*Hass und Erbitterung gegen die Preußen*“. Weiter östlich hingegen, in Nürnberg, Erlangen, Bayreuth, standen Besatzer und Besetzte in korrektem, bald in freundlichem Umgang, ja die Städte mussten sich gegen den Vorwurf wehren, den Feind freudig empfangen zu haben.

Warum dieser Unterschied? Um ihn zu erklären, fragen wir, wie der Krieg unter welchen regionalen Bedingungen verlief, wie ihn die Menschen jeweils erlebten und welche Folgen er hatte.

1. Fränkische Variationen: Faktoren des unterschiedlichen Blicks

Die immer wieder beschriebene Vielfalt Frankens gilt auch mental. Dafür sind Leitfaktoren verantwortlich, von denen bei unserem Thema vor allem drei wichtig scheinen. Auf sie müssen wir vorab kurz eingehen und auf ihre Bedeutung für die Bevölkerung. Diese übrigens teilen wir grob nach dem für eine Erfahrungsgeschichte auch noch im 19. Jahrhundert wesentlichen Unterschied des Wissens zwischen ‚Gebildeten‘ und ‚einfachen Leuten‘.

An erster Stelle grundlegend für die Art der Wahrnehmungen, der Einstellungen

und des Verhaltens blieben die Konfessionen, am stärksten bei einfachen Leuten auf dem Land – zwei Drittel bis drei Viertel der Bevölkerung –, deren Lebenswelt meist noch religiös fundiert war. Die europäische Scheidelinie zwischen der katholischen Romania und dem protestantischen Norden ging mitten durch Franken, dessen Territorien im 16./17. Jahrhundert teils lutherisch geworden, teils bei der alten Kirche geblieben oder ihr zurückgewonnen worden waren. Zwei Konfessionskulturen hatten die Menschen konträr „imprägniert“, in territorialem Gemenge wie im Steigerwald oder der Fränkischen Schweiz oft auf engem Raum. Zwar trat unter Gebildeten seit der Aufklärung die Religion als Richtschnur häufig zurück, und durch die Parität, die seit dem Anschluss an Bayern alle Katholiken und Protestanten rechtlich anglich, hatte die Alltagsbedeutung der Konfession nachgelassen. Dennoch blieb in der breiten Bevölkerung der Kirchenglaube die wichtigste Autorität für Weltbild, Werteordnung, Daseinsregelung. Räumlich entsprachen die Konfessionen noch in den 1860er Jahren weitgehend der einstigen Territorienwelt, da eine stärkere Binnenwanderung eben erst mit der Industrialisierung einsetzte.

Vor allem von den Konfessionen hing zweitens auch ab, wo in Franken welche politischen Richtungen wirksam wurden, als sich seit den 1830/1840er Jahren die entstehende bürgerliche Gesellschaft für ihre Werte und Interessen in Versammlungen, Zeitungen, Parteien organisierte. Konservative, der katholischen Kirche verbunden und von Klerus und Adel geführt, verbreiteten sich schichtenübergreifend in den ehemaligen Hochstiften Würzburg, Bamberg und Eichstätt. Sie wurden Hochburgen eines Politischen Katholizismus. Liberale, deren Leitziel ein Nationalstaat

mit bürgerlicher und ökonomischer Freiheit war, gab es hier nur als Minderheit in den Städten. Beherrschend waren sie dagegen im protestantischen Bürgertum der einstigen Reichsstädte, Markgraftümer und kleinerer weltlicher Territorien, aufgefächert in mehrere Gruppierungen, je nachdem wie sich säkulare Kultur und wirtschaftliche Interessen verbanden. Auch die Landbevölkerung folgte ihnen meist. Da diese beiden Richtungen im Grundkonflikt des Jahrhunderts um Tradition oder Fortschritt entstanden, verfestigten sich in ihnen weltanschauliche Lager. Links von den Liberalen, doch weit schwächer, hatten die politisch und sozial radikalen Demokraten Anhang in den unteren Schichten der Städte beider Konfessionen. Auch die Erinnerung an die einstige Herrschaft konnte politisch bedeutsam sein: diejenige an Reichskirche und Reichsdienst am Main und diejenige an Preußen in Ansbach und Bayreuth – dort blieb Wien, hier Berlin *der* überregionale Bezugspunkt – sowie diejenige an die Eigenwelt der Stadtrepubliken. Auf doppelte Weise wirkten die Territorien des Alten Reichs in der politischen Topographie Frankens weiter.

Dagegen wurde die Wirtschaftsweise als dritter Faktor erst im Lauf des 19. Jahrhunderts für unseren Aspekt in größerem Umfang wichtig. Wenn Landwirtschaft und Kleingewerbe bestimmt blieben, hielt eine traditionale Lebens- und Denkweise die Menschen gewöhnlich in allem, was den eigenen Horizont überstieg und häufig, wie das Zeitgeschehen, durch Gerüchte zu ihnen drang, bei der Deutung ihrer anerkannten Meinungsführer, der Pfarrer, Wirte, Gutsbesitzer. Wo dagegen an alten Standorten von Exportgewerbe und Fernhandel seit der Jahrhundertmitte die Industrie aufwuchs, wie im Großraum

Nürnberg-Fürth, in Nordoberfranken um Hof und an Standorten wie Schweinfurt, zwang die Marktwirtschaft rasch wachsende Kreise von Kaufleuten, Fabrikanten und aufstrebenden Handwerkern zu gewinnorientiertem Kalkül. Sie bewerteten deshalb auch Staaten bewusst nach ökonomischen Chancen.

2. Vor dem Krieg: Irritationen über die Mächte

Sehr wirksam wurden die kollektiven Prägungen im Frühjahr 1866, als Preußens aggressive Politik gegen den Deutschen Bund große Unruheschuf. Doch zunächst: Wie war die politische Konstellation in Franken? Seit dem Ende der lärmenden Reaktionszeit, ab 1859, war auch hier der Drang nach einem engeren Zusammenschluss der deutschen Staaten, der die schwache Mitte Europas nach innen und außen stärken sollte, erneut mächtig geworden. Die liberale Nationalbewegung hatte mit Zeitungen, Vereinen und Festen weite Kreise des protestantischen Bürger- und Kleinbürgertums für ein preußisch geführtes Kleindeutschland mobilisiert. An der Spitze stand der Nationalverein, der vor allem im Nürnberger Raum stark war. Aus dieser Öffentlichkeit waren die katholisch-konservativen Kräfte, die in verklärten Reichstraditionen standen, schon seit der Revolution von 1848/1849 zunehmend abgedrängt worden. Bei ihnen selbst war die scharfe Abwertung der modernen Nationalideologie durch den vordringenden Ultramontanismus dieser Entwicklung entgegengekommen. Daher folgte ihr Drängen nach einem stärkeren Deutschland einem föderativen Begriff der Nation, der aus der historischen Vielfalt schöpfte und die monarchischen Staaten nicht der Bürgernation unter-

warf, sondern sie überwölbte. Für eine Reform des Deutschen Bundes in diesem Sinn und unter Führung der katholischen Macht Österreich agierte der Deutsche Reformverein, voran der Würzburger Lokalverein.

Beide mit ihren Vorstellungen über die nationale Zukunft Deutschlands so gegensätzlichen Lager waren 1864 durch die große Politik vorübergehend in einem gemeinsamen Ziel und einer gemeinsamen Versagung zusammengetroffen. Im Krieg des Deutschen Bundes mit Dänemark um Schleswig-Holstein hatten sie einhellig dessen Unabhängigkeit unter dem Herzog von Augustenburg gefordert – und waren beide von Österreich und Preußen brüskiert worden. Denn diese nahmen nach ihrem Sieg die Herzogtümer selbst unter ihre Verwaltung. Dadurch verlor Preußen im liberal und national gesinnten Bürgertum, das bereits über Bismarcks Gewaltpolitik im preußischen Verfassungskonflikt empört war, jeden Kredit. Die Meinungsführer des katholischen Lagers, die schon Österreichs Neoabsolutismus der 1850er Jahre befremdet hatte, da sie eine ständisch-korporative Ordnung wollten, waren nun über den Wiener Machtegoismus, Hand in Hand mit Preußen, vollends irritiert. Beide Mächte schienen ihren Führungswert zu verlieren. Konnte in dieser Lage Bayern mit seiner ‚Trias-Politik‘, die ein ‚Drittes Deutschland‘ der Mittel- und Kleinstaaten zu bilden suchte, ein Ausweg sein? Liberalen bot sie keine Perspektive, denn München war nicht bereit, etwas von seiner Souveränität und der monarchischen Gewalt an die Nation abzugeben. Für das föderale Nationskonzept im katholischen Lager hingegen war dieses eigenbewusste Bayern als Machtfaktor durchaus attraktiv, was 1866 aktuell werden sollte. Vorerst war die Deutsche Fra-

ge war im politischen Spiel wie in der Öffentlichkeit blockiert.

Jedenfalls bis Bismarck im Juni 1866 eine Entscheidung anstieß, indem er den steigenden Konflikt mit Österreich um das gemeinsam verwaltete Schleswig-Holstein zuspitzte. Er schlug überraschend eine Bundesreform ohne Österreich mit einem durch allgemeine Wahlen bestimmten deutschen Parlament vor. Das sollte im Bund Verwirrung stiften und die Habsburger Monarchie offen herausfordern; zugleich bereitete er durch ein Angriffsbündnis mit Italien einen Zweifrontenkrieg vor. Die fränkische Presse verhöhnte denn auch allgemein die zynische Taktik und roch Krieg.

Das weckte auf den Straßen, in Wirtschaftshäusern und Salons die bange Erinnerung an die Kriege um 1800, von deren Schrecken man durchaus noch wusste. Die politisch hinreichend Informierten – zwar eine Minderheit, doch als Meinungsführer von breiter Wirkung – packte der Zorn über den Verrat Preußens am Recht und an der Nation, weil es Schleswig-Holstein annexieren wolle und zum Krieg treibe. Nicht anders als der liberale ‚Fortschritt‘ aus Fürth, der durch einen innerdeutschen Krieg alle mühsam errungenen Erfolge der Nationalbewegung vernichtet und Süd und Nord für lange Zeit weiter getrennt sah, stöhnte die konservative ‚Neue Würzburger Zeitung‘: „... *Blutfrevel ist der Bruderkrieg! / Wir woll'n von einem Kampf nichts wissen, / Wo Niederlage jeder Sieg!*“ Um diesen drohenden Kampf zwischen Österreich und Preußen ging es überall; der eigentliche Zweck, eine Bundesexekution gegen den Bruch der Bundesverfassung durch Berlin, trat auffallend zurück.

So einhellig ein Krieg gefürchtet wurde – sein Nahen trieb Öffentlichkeit und Volksstimmung in die durch Konfessions-

kultur, politische Einstellung und Wirtschaftsinteressen bestimmten Positionen auseinander. In der katholisch-konservativen Szene, wo 1864 das Vorgehen beider Mächte entrüstet hatte, ergriff man nun entschieden für Österreich Partei. Es müsse auf die Aggression des Raub- und Militärstaats Preußen reagieren; für das Recht und für die Führung in Deutschland, die dem katholischen Kaisertum zustehe, sei auch ein Krieg legitim. Wie Bismarck alles Recht „ruchlos“ mit Füßen trete, sei „*einzig in unserer Geschichte*“; noch nie seien Freiheitsliebe und Rechtssinn der Deutschen so „*geschändet*“ worden. Die Argumente wurden durch den Appell an den süddeutschen Topos von der herrschsüchtigen Arroganz der Preußen verschärft. Auch die Demokraten im katholischen Bamberg und Würzburg reizten dieses Stereotyp auf, denn selbst sie sahen sich nun zwischen dem als Junkerstaat verhassten Preußen und dem als reaktionär verachteten Österreich widerwillig zu letzterem gedrängt. Man wünschte also, wenn der Krieg komme, in den Mainlanden ganz überwiegend Wien den Sieg.

Dagegen war man im protestantischen Franken verwirrt. Für das meinungsführende liberale Bürgertum, vor allem seinen linken, von der Fortschrittspartei geführten Teil, verschärfte ein Krieg das Dilemma mit Preußen. Grundsätzlich glaubte man ja an ‚Preußens Beruf für Deutschland‘: Die Konfessionskultur verband mit ihm, es war wirtschaftlich durch starkes Potential, fortschrittliche Strukturpolitik und die Führung des Zollvereins überlegen, und man vertraute zukunftsgewiss seiner Macht und dem rational geordneten Rechtsstaat. Doch durch Bismarck erschien es inzwischen zum Hauptfeind liberaler Grundsätze verzerrt. Österreich befremde durch sein massiv katholisches

Bild, und man misstraute ihm, weil es die Rechte des deutschen Volkes nie geachtet habe und taub für die Nation und allen Fortschritt sei. Daher klammerten sich der ‚Fränkische Kurier‘ in Nürnberg wie die ‚Wochenschrift der Fortschrittspartei‘ an die Hoffnung, nicht entscheiden zu müssen: „*Weder Österreich noch Preußen, weder Junker noch Pfaffen, sondern allein die Freiheit des Volkes!*“ Als der Krieg dann doch ausbrach, sahen sich nicht wenige verzweifelt zu Österreich getrieben. Kreise, die sich als nationale Avantgarde in der bayerischen Öffentlichkeit fühlten, steckten in einer deprimierenden Orientierungskrise.

3. Ein Konfessionskrieg? Mutmaßungen einfacher Leute

Seit dem Mai war die Kriegsgefahr auch der Landbevölkerung bewusst geworden, meist diffus durch Gerüchte. Näheres Wissen um die politischen Zusammenhänge hatte sie kaum; was man aus der ‚Welt‘ hörte, geriet in kirchlich vermittelte Deutungsmuster, also unter konfessionellen Blick. Das wurde politisch gezielt genutzt. Zuerst die preußische, dann auch die österreichische Regierung streute das Schlagwort vom „*Religionskrieg*“ über die Presse aus. Die Bismarck nahestehende ‚Kreuzzeitung‘ raunte, „*dass ein Religionskrieg im Anzuge ist, vielleicht ebenso blutig, als [...] der dreißigjährige*“ So abwegig das war, weil der Krieg weder religiöse Motive noch Ziele hatte, machte es unter Protestanten deutschlandweit Stimmung für Preußen und stiftete in den konfessionell gemischten süddeutschen Staaten Unruhe. Von Zeitungen kolportiert, auf so manchen Kanzeln wiederholt, in den Wirtshäusern verbreitet, schien diese ‚einsinnige‘ Erklärung mit gängigen Stereotypen den Landleuten unmittelbar plau-

sibel: Sie „*betrachten den Krieg geradezu als einen konfessionellen.*“

So stachelte der Mächtekampf latente Spannungen auf, besonders in der konfessionellen Gemengelage der einstigen territorialen Schütterzonen vom Uffenheimer Gau bis ins Grabfeld, im Steigerwald, in der Fränkischen Alb und an der oberen Altmühl. Im Würzburgischen wie im Bambergischen klagten protestantische Pfarrer über Kapläne, die von einem Krieg gegen Ketzer sprächen und die Gemeinden damit erschreckten, dass nach einem Sieg Preußens „*wir alle lutherisch werden*“ müssen. Die liberale Presse wollte Gebete für die österreichischen Waffen gehört haben, „*damit das Geschmeiß des Protestantismus endlich ausgetilgt werde*“, und ein Bezirksamtmann fand einen „*gelinde gesagt – übertriebenen Religionseifer*“. Umgekehrt prangerte der Bamberger Erzbischof die „*Agitation*“ lutherischer Pfarrer an, für den Sieg Preußens als „*Sieg der evangelischen Kirche in Deutschland*“ zu beten, da „*der Protestantismus in Deutschland in höchster Gefahr*“ sei. Beide Seiten warfen sich „*Aufhetzungen*“ zu „*Drohworten und heftigen Schimpfereien*“ vor: Katholische Bauern in der Fränkischen Schweiz ängstigten die lutherischen „*Wenn der Österreicher siegt, müsst ihr alle katholisch werden.*“ Ja, man drohte hier „*Nieder mit den protestantischen Hunden, Blut muss fließen*“ und dort „*Die Schwarzen müssen vernichtet werden.*“ Gewöhnliche Wirtschaftsraufereien luden sich so sehr mit konfessionellem Zorn auf, dass sich die Minderheit nicht mehr sicher fühlte. Staatsbeamte sahen auf katholischer Seite „*Preußenhass und Protestantenhass eins*“ werden, auf der protestantischen Hohn über die verächtliche katholische Rückständigkeit: „*Die katholischen Pfaffen müssen fort, sonst kann kein Fortschritt gedeihen.*“ Am

meisten Erregung herrschte wohl in Unterfranken.

Das rief die Regierung auf den Plan, da der Konfessionsfrieden für die von König Max II. sorgsam gewahrte Parität, eine Grundregel Bayerns, essentiell war. Sie ließ über Staats- und Kirchenbehörden die Geistlichen energisch auffordern, „*der größtenteils unwissenden Landbevölkerung*“ klar zu machen, dass es „*nicht im Mindesten um einen konfessionellen Kampf*“ gehe, sondern um „*die Wiederherstellung der gestörten deutschen Einheit*“. Das traf die Sache genau. Auch Kirchenbehörden und Kirchenpresse mahnten eindringlich zum „*unschätzbaren konfessionellen Frieden*“.

4. Der Feind im Land: Kriegsnöte in Unterfranken

Der Krieg war nicht mehr aufzuhalten. Als die Bundesversammlung Mitte Juni beschloss, wegen Verletzung des Bundesrechts durch Preußen die nichtpreußischen Korps der Bundesarmee zu mobilisieren, fiel dieses mit einigen norddeutschen Verbündeten in Sachsen, Hannover sowie Kurhessen ein und gewann sogleich die Initiative. Die beiden Bundeskorps der süddeutschen Staaten unter dem Oberkommando des Prinzen Karl von Bayern konnten in Thüringen keine zweite Front – neben der österreichischen in Böhmen – bilden, weil der Partner, Hannovers Armee, vorher kapitulierte. Auch danach gelang keine einheitliche Offensivstrategie gegen den preußischen Vormarsch, denn Hessen, Baden und Württemberg wollten vor allem sich selbst decken. Zudem waren die Mängel der seit Jahrzehnten vernachlässigten bayerischen Armee evident. Die Preußen hatten nicht nur das überlegene Zündnadelgewehr, sondern auch mehr „*Zucht, Schule und intelligente Füh-*

rung“, wie Prinz Luitpold, der spätere Prinzregent, klagte. So missglückten zum Beispiel Angriffe wegen unzureichender Aufklärung. Oder Soldaten, die meist tapfer und zäh kämpften, aber zu wenig an „*strengen Gehorsam*“ gewöhnt waren, hielten in unerwarteter Gefahr nicht stand. In der Nacht vom 4. zum 5. Juli stoben Teile des 1. Kürassier-Regiments bei Gersfeld in der Hohen Rhön vor einem vermeintlichen preußischen Überfall „*wie eine wilde Jagd*“ so panisch auseinander, dass sich ihr Oberst ob der Schande erschoss. Immer neue Misserfolge trotz hohen persönlichen Einsatzes entnervten die Soldaten und nährten Zorn auf die Führung. Schließlich entmutigte die Hiobsbotschaft vom preußischen Sieg in der Entscheidungsschlacht bei Königgrätz am 3. Juli. Allgemein, auch in der Presse, hatte man eher an die Überlegenheit Österreichs geglaubt. Doch nun sprach das Geschehen überraschend klar für das Potential Preußens und angesichts der schlechten Kooperation der Süddeutschen für ein effizienter geführtes Deutschland.

Als Prinz Karl vor der preußischen Main-Armee auf eine Verteidigungslinie südlich der Rhön zurückwich, kam der Krieg nach Franken. Vor allem um Hammelburg und Kissingen wurde vom 9. bis 11. Juli erbittert gekämpft; allein bei Kissingen fochten gut 50.000 Mann mit über 150 Geschützen. Es gab Artillerieduelle, Kavallerieattacken, Sturmangriffe der Infanterie und Straßenkämpfe – eine Gewalt, die den Menschen in einem friedlichen halben Jahrhundert fern gerückt war, brach jäh in ihren Alltag. Durch Beschießung brannten in Hammelburg fast 60 Häuser ab, in Kissingen wurden zahlreiche öffentliche und private Gebäude schwer beschädigt. Hier waren die Kämpfe mit über 1.300 Gefallenen und

Verwundeten am blutigsten. Die Toten mussten wegen der Sommerhitze rasch beerdig werden, oft im Gelände, und es galt, Verwundete, bayerische wie feindliche, in Spitäler und rasch eingerichteten Lazaretten (Gasthäuser, Hotels, das Kurhaus, auch die Arkaden am Kurgarten) zu versorgen. Das leisteten zunächst Ärzte und vor allem viele Frauen am Ort, bevor nach einigen Tagen Militärärzte und Helfer eintrafen. Die Einquartierungen belasteten allenthalben sehr, in manche Häuser drangen Plünderer.

Aber nicht nur umkämpfte Städte, Dörfer und Mühlen waren schwer betroffen. Überall, wo die Truppen durchzogen, Quartier forderten und kampierten, wurden Wege, Felder und Gärten beschädigt, alle Vorräte verzehrt, Lebensmittel und Fuhrwerke requirierte, die Menschen aufgeschreckt und zu Hilfsleistungen gezwungen. Ernten fielen aus, Vieh ging ein, und oft brachten Soldaten ansteckende Krankheiten; von der gefürchteten Cholera, die in Böhmen den Heeren und der Bevölkerung zusetzte, blieb man in Franken allerdings verschont. Schließlich stockten in den Operationsgebieten Handel und Wandel, wurden Versorgung und Absatz unterbrochen. Der Krieg erfasste, wenn auch nur kurz, die Bevölkerung hart. Er störte das gewohnte Leben, zerstörte vieles und verstörte bedrängte Menschen.

Wie kein anderer Teil Bayerns wurde Unterfranken zum Opfer der gewaltsamen Lösung der Deutschen Frage – von den „elenden Gebirgsdörfern“ der Hochrhön bis zu den südlichen Mainufern. Denn obwohl sich die bayerischen Truppen heftig wehrten, bei Kissingen den Feind sogar vorübergehend zurückschlagen und fast einschließen konnten, mussten sie doch von der Saale weiter nach Süden weichen. Es gab letzte Gefechte vom 25. bis 27. Juli

zwischen Wertheim und Würzburg, ein Artillerieduell um die Festung Marienberg, dann schwenkte das Gros der preußischen Main-Armee in Richtung Frankfurt ab. Zu einer großen Schlacht in freiem Gelände, wo die starke bayerische Kavallerie zur Wirkung gekommen wäre, kam es nicht mehr. Unter der in Erwartung des Waffenstillstands am 2. August bereits vereinbarten Waffenruhe gingen beide Bundescorps resigniert über den Main zurück.

Die Preußen besetzten den Großteil Unterfrankens, was in angespannter, oft aggressiver Atmosphäre geschah. Denn der Kommandeur von Manteuffel erwies sich als Besatzer mit harter Hand, Offiziere traten hochfahrend auf, und Soldaten waren durch verlustreiche Kämpfe grimig gereizt. Sie trafen auf eine von den Ängsten und Lasten der Kriegswochen erbitterte Bevölkerung, die Plünderung und Gewalttätigkeit befürchtete; viele hatten Wertgegenstände vergraben, und Frauen versteckten sich im Wald. Zudem erschienen die Soldaten, da meist für protestantisch gehalten, besonders fremd und durch ihr „falsches“ Bekenntnis wenig achtbar. Wie der Konfessionsunterschied an sich trennte, auch auf ein- und derselben Seite, hatte sich kurz vorher im lutherischen Schweinfurt am schroffen Verhalten einquartierter katholischer Soldaten aus Altbayern gezeigt. Auch wenn man, überrascht und erleichtert, von den disziplinierten Truppen kaum durch Übergriffe bedrängt wurde und von Würzburg bis in die Quartierdörfer eine weithin geordnete Besatzung erlebte, sah man diese doch mit Erbitterung, oft mit Hass. Nicht zuletzt verstand man den schnoddrigen Umgangsstil als Siegerarroganz; mehrmals fühlten sich entlassene bayerische Soldaten so provoziert, dass es

zu Händeln, ja sogar zu einigen blutigen Zusammenstößen kam.

Die vornehmlich im Bürgertum empfundene Demütigung der Niederlage, der mehr von einfachen Leuten gehegte Groll über die Eindringlinge und die Belastungen der Einquartierung, die besonders in armen, teilweise kriegsverwüsteten Landstrichen (Rhön, Spessart) schwer drückten, flossen zu einer geradezu traumatischen Erfahrung zusammen. Gegen sie suchte man sich forcirt der eigenen Welt, der eigenen Werte zu versichern. Das war vor allem die katholisch geprägte Kultur, weil sie am deutlichsten von den Fremden schied. Das ruhigere Besetzungsverhältnis in Schweinfurt, wo die Konfession verband, blieb eine Ausnahme. Meist war die Kluft tief. Überbrückt wurde sie allenthalben von den Frauen, die eigene und fremde Verwundete und Kranke unterschiedslos pflegten.

5. Schonende Besatzung im Osten: angebahnte Eintracht

Im östlichen Franken war der Krieg weit weniger belastend und der Umgang mit den Besatzern weniger schwierig. Da Bayern zum Schutz Oberfrankens nur schwache Truppen zwischen Obermain und Nordostgrenze stationiert hatte, konnte ein starkes preußisches Reserve-Korps, geführt vom Großherzog von Mecklenburg-Schwerin, von Plauen her seit dem 23. Juli über Hof vordringen. Anfangs wurde es noch durch ein paar Gefechte aufgehalten, heftig am 29. in Seybotenreuth nahe Bayreuth. Dann aber zog es rasch nach Süden, ohne Widerstand, weil es die im Westen vereinbarte Waffenruhe, an die sich die bayerischen Truppen hielten, ignorierte. Am 1. August erreichte es Nürnberg und hisste auf der Burg – der alten

Hohenzollernburg – die preußischen Farben. Das gesamte Gebiet nördlich einer Demarkationslinie von der böhmischen Grenze über Amberg bis zur Regnitz bei Schwabach wurde besetzt, was die Bevölkerung überwiegend mit ruhigem Ernst, aber nicht eisig oder mit sichtlichem Zorn wie in Unterfranken hinnahm.

Das fehlte offenbar manchen, die Gerüchte über eine freudige Begrüßung und rasche Verbrüderung ausstreuten, ja Separatismus anprangerten. Von Zeitungen im katholischen Bayern empört verbreitet, löste es in Einheiten der eben von preußischen Truppen geschlagenen Armee blanke Wut aus. Obwohl Kommunen und regionale Presse eindringliche Richtigstellungen verbreiteten und bayerntreue Gesinnung beschworen, hielt sich das Bild pro-preußischen fränkischen Eifers hartnäckig. Vorschub hatte dem die – eingangs erwähnte – unglücklich frühe Forderung nach unbedingtem Anschluss an Preußen in einem Bayreuther Blatt geleistet. Zwar hätten im Bayreuthischen und in Nürnberg wohl nicht wenige einen Anschluss an Preußen akzeptiert; durch Beifall für den eindringenden Feind herbeigewünscht wurde er keineswegs.

In den Vorwürfen schienen verbreitete innerbayerische Vorbehalte auf: eine noch wenig verminderte Befremdung durch den Protestantismus, der zudem mit dem mental fernen Norddeutschland verband, auch Missmut über die erfolgreichen Gewerbestädte in Mittel- und Oberfranken und die Aversion gegen das national-liberale, seit langem auf Preußen hoffende Bürgertum. Die Staatseinheit stand zwar, anders als noch 1849, außer Frage. Aber durch die rasche militärische Niederlage und durch den Umbruch in der deutschen Stellung Bayerns, ein Fiasko der seit 1850 verfolgten Außenpolitik, geriet das Land

in starke innere Unruhe, die gesellschaftliche Spannungen erhöhte. Vor allem die zwischen den beiden konfessionell grundierten Kulturen verstärkte sich durch den Krieg und seine Folgen.

In den Städten Mittel- und Oberfrankens wurde das Verhältnis zu den Besatzern – Soldaten aus Preußen, Mecklenburg, Oldenburg, Braunschweig und den Thüringer Fürstentümern – anders als in Unterfranken rasch korrekt und trotz hoher Belastungen zunehmend freundlich, ja freundschaftlich: Die Militärmusik spielte und spendete den Ertrag für die Armen, das Schauspiel eines Großen Zapfenstreichs lockte Zuschauermassen an und ihren Verwundungen erlegene bayerische Soldaten wurden mit vollem preußischen Militärzeremoniell zu Grabe geleitet. Offiziere verkehrten in Bürgervereinen, Soldaten erhielten scharenweise freien Eintritt zu touristischen Attraktionen wie dem Germanischen Nationalmuseum – und sie drängten sich für Erinnerungsbilder „zu den Ateliers der Photographen“. Der Großherzog kam den Nürnbergern, wo immer das möglich war, entgegen und gewann ihren Respekt.

All dies lag zum einen an längst gewohnten Beziehungen zu Preußen. Die meisten lebten in der gleichen Konfessionskultur, die fortschrittliche preußische Herrschaft um 1800 war noch in guter Erinnerung, und es gab mannigfache persönliche Kontakte – dicht zum Beispiel in Erlangen, wohin die Theologie stets zahlreiche mittel- und norddeutsche Studenten zog. Zum zweiten wurde beim Einmarsch, der nur geringen Widerstand fand, weit weniger als zwischen Rhön und Maindreieck gestört und zerstört. Auch kamen vorwiegend Landwehrmänner, also ältere, besonnene Soldaten, und der Großherzog setzte einen fairen Besetzungsstil durch,

der das Los der Besiegten trotz der hohen materiellen Last und häufigen Mangels erleichterte. Drittens begünstigte es den Umgang, dass die Offiziere bei den Gebildeten trotz der aktuellen Verbitterung über Bismarck auf die grundsätzliche Erwartung stießen, durch Preußen zur ersehnten kleindeutschen Zukunft zu kommen. In ihr käme zugleich die protestantische Minderheit Bayerns zur Majorität und wäre Teil der tonangebenden Konfession. Diese Vorstellung mag die Annäherung vor allem bei den einfachen Leuten in Stadt und Dorf besonders befördert haben. Auf jeden Fall gelang durch Gesinnungsnähe eine breite reale Annäherung, die man schließlich sogar an gemeinsamer Biergeselligkeit auf Nürnberger Kellern sehen konnte. Besatzer und Besetzte, Nord und Süd verbrüdereten sich mit vaterländischen Liedern.

6. Nach dem Krieg: eine erlöste und eine bedrückte Region

Die bayerische Armee hatte sich bis Mitte August großenteils hinter die Donau zurückgezogen. Noch bevor der am 22. geschlossene Friede, der die Besiegten im Blick auf eine künftige Vereinigung, aber auch unter Frankreichs Einwirkung schonte, am 3. September ratifiziert war, begann Ende August der Abmarsch der preußischen und verbündeten Truppen. In Mittel- und Oberfranken geschah er weitgehend ruhig und nicht ohne bewegende Zeichen nationalen Gemeinschaftsgefühls auf beiden Seiten. Der Abschiedsappell des Großherzogs in Nürnberg – nach einem „großartigen“ Fackelzug und „magischer“ Festillumination Alt-Nürnbergs – beschwore, dass „das freudige Erkennen echt deutschen Wesens bei allen Stammmesgenossen [...], die sich hier begegneten,

ein dauerndes Band gegenseitiger Achtung und Eintracht“ begründen möge, was sichtlich der vorherrschenden Stimmung entsprach. Natürlich atmete die Bevölkerung überall auf, dass sie nun der Besatzungslast ledig war und die über 1.200 Kriegsgefangenen zurückkehrten. Aber in Unterfranken, wo es noch beim Abzug zu einzelnen Ausschreitungen gegen die Besatzer kam, blieb ein verbreiteter Grimm. Anders als im östlichen Gebiet wurde denn auch das Schutz- und Trutzbündnis keineswegs begrüßt, mit dem Berlin Bayern wie die anderen süddeutschen Staaten an sich band. Es sollte drohende Forderungen Frankreichs nach territorialen Kompensationen für die Gebietsgewinne Preußens abwehren und dessen Hegemonie durch den Oberbefehl im Krieg sowie durch innere, vor allem militärische Anpassungen an preußische Normen begründen.

Der Krieg hatte Mitteleuropa gründlich verändert. Seine vom Wiener Kongress 1815 im Deutschen Bund verfasste und durch den Dualismus zweier Mächte „stillgelegte“ Ordnung war beseitigt und eine Verdichtung zu einem starken, dynamischen Nationalstaat eingeleitet. Dadurch wurde Bayern als Staat politisch, wirtschaftlich und kulturell neu ausgerichtet und vom Hauptbezug zu Österreich auf einen zu Preußen „umgepolt“. Doch der Krieg veränderte auch im Land die politische Arena und das gesellschaftliche Kräftefeld entscheidend.

Im liberalen Bürgertum löste sich schlagartig die Verwirrung um Preußen. Nach dessen Sieg glaubte die Mehrheit, ihr politisches Hauptziel, den starken Nationalstaat, nur mehr an seiner Seite erreichen zu können – mit einer Macht, die ihre militärische Stärke, aber auch politische Mäßigung und Umgangsdisziplin „überwältigend“ erwiesen habe. Man machte

seinen Frieden mit Bismarck, zumal dieser im preußischen Verfassungskonflikt mit den Liberalen einlenkte. Zugleich hoffte man, nach der Einheit auch mehr innere Freiheit zu erringen. Wie vom Zerwürfnis erlöst, setzte die Fortschrittspartei, quasi über Nacht, mehr denn je auf Preußen. In Nürnberg etwa forderte sie, da „*die politische Lage Deutschlands [...] so gänzlich umgestaltet wurde*“, zudem eine Aggression Frankreichs möglich scheine, „*die Einigung des gesammten außerösterreichischen Deutschlands*“ als Bundesstaat mit Gesamtparlament. „*Die an Preußen zu übertragende Centralgewalt*“ habe das Militär und die Außenpolitik zu führen. Eine gebildete Öffentlichkeit mit weitem Blick, eben noch ratlos und verzweifelt, ergab sich ganz der „normativen Kraft des Faktischen“.

Nun eins mit der Macht, fortschrittsgläubig und Hauptakteur im mächtigen Aufschwung von Industriekapitalismus und säkularer Kultur, dominierten diese protestantischen Nationalliberalen mit breitem gesellschaftlichen Einfluss die Reichsgründungszeit in Franken und wirkten dynamisch für ganz Bayern. Dies auch, weil sie in Presse und Landtag die neue liberal-gouvernementale, preußenloyale Regierung stützten, die die gescheiterte konservative ersetzte. Es war ein scharfer Kurswechsel, mit dem die seit dem 17. Jahrhundert mehrfachen Versuche Bayerns, zu den Mächten aufzusteigen, definitiv beendet wurden. Der Krieg trug diese Bürgerkreise, die dank seiner nun auch politisch am meisten Einfluss besaßen, so wie sie bereits wirtschaftlich und kulturell vorne lagen, auf den Höhepunkt ihrer Geltung. Die Zukunft glänzte nationalliberal.

Eine Minderheit wollte allerdings, so wichtig ihr die Einheit war, den Kampf um die Freiheit nicht zurückstellen; sie

lehnte einen Bismarck-Staat weiterhin ab und bot damit im liberalen Lager eine kritische Alternative. Zwar wurde diese Einstellung vom Kriegserfolg bedrängt, aber noch zögerte ein Teil des Bürgertums vor allem in Nürnberg vor der Preisgabe der Ideen von 1848. Oder er fand sich im lutherischen Kirchenmilieu nicht mit der unsittlichen Gewaltpolitik Bismarcks ab, die er mit der Beseitigung mehrerer Dynastien und dem Raub ihrer Länder jüngst fortgesetzt habe. Erst nach dem Siegestriumph über Frankreich und der Reichsgründung 1870/1871 sollte der Sog eines unbedingt bismarcktreu gewordenen Nationalliberalismus diese ‚linken‘ Liberalen zunehmend schwächen.

In der katholischen Region um den Main hegten nur diejenigen Zuversicht, die auch hier auf den Fortschritt im Gefolge Preußens setzten – liberal Gesinnte, die in einer Bürgerkultur aufgeklärter Herkunft lebten, also sich mehr an modernen Werten ihrer Klasse orientierten als an denen ihrer Konfession, oder für die Preußen wirtschaftlich wichtig schien. Die meisten Menschen auf dem Land und auch die Mehrheit in den Städten waren niedergeschlagen, so gewiss Friedensruhe und Besatzungsende als Befreiung von Nöten und Lasten sie erleichterten. Dass Bayern den Krieg verloren hatte, schmerzte weit mehr, weil es an der Seite des katholischen Österreich gestanden hatte, als dort, wo Preußen die Leitmacht war. Dass man nun von Österreich getrennt wurde, nahm vor allem den Gebildeten ihren seit Menschengedenken gültigen Großhorizont, der mit der katholischen Religion verbunden war und, bestärkt unter der Regierung Ferdinands von Toskana, bis in den Alltag der einfachen Leute gewirkt hatte. Dass man unter die politische Hegemonie Preußens geriet, weckte Bangen

vor einer auch gesellschaftlich fortschreitenden ‚Verpreußung‘. Dieser Staat war nicht nur mit den frischen Erfahrungen von Krieg und Besatzung belastet. Preußen befremde grundsätzlich durch sein Image als protestantische Macht – seine katholischen Teile im Westen und Osten blieben im Außenbild zu schwach – und als autoritärer Militärstaat.

7. Weitreichende Folgen: zweierlei Franken

Die Niederlage hatte weitreichende Folgen. Im lutherischen Franken, wo man vorwiegend liberal-national gesinnt war und industrielokalistische Interessen stärker vordrangen, konnte man sie als Auslöser für die erwünschte Zukunft sehen. Der katholischen Öffentlichkeit hingegen verbaute sie gerade die erhoffte Entwicklung, eine konservative Reform zur föderalen Nation im großdeutschen Rahmen. Zugespitzt gesagt: Dort war sie eine Wende zum Besseren, das sie hier definitiv zerstörte. Mehr als je mussten sich die Katholiken vom Hauptstrang deutscher Politik, den preußischen Macht und liberaler Nationalismus beherrschten, abgedrängt fühlen. In dieser Versagung wandten sich meinungsführende Kreise – bald mit breitem Echo – verstärkt der genuinen Weltanschauung zu, dem Kirchenglauben. Er hatte in der religiösen Restauration der zweiten Jahrhunderthälfte, die das Profil der Konfessionen wieder schärfte und ihre Bedeutung hob, erneut an identitätsstiftender Kraft gewonnen. So wurde eine vitale Katholizität mit ihrer Vielfalt an frommen Riten gegen den kleindeutschen Siegergeist gelebt, ob bewusst oder als gefühlter Schutz.

Zugleich setzte man, um der Hegemonie Preußens hinhaltend zu widerstehen

und den Zug zu einem ‚Bismarck-Reich‘ zu bremsen, in Presse, Vereinen, Feiern sichtbar auf das mehrheitlich katholische Staatsbayern. Auch wenn es nun liberal und bismarcktreu regiert wurde, bot es mit seinem starken Eigengewicht und Eigen-Sinn einen genügend weiten Horizont politischer wie gesellschaftlicher Einheit. Im Brennpunkt solchen Patriotismus‘ stand die Loyalität zum König, die durch die Franken-Rundreise Ludwigs II. im November und Dezember 1866 stürmisch angeregt wurde. Diese war als demonstrative Zuwendung zu den gedrückten Menschen gedacht, um einer antibayerischen Stimmung vorzubeugen. Denn ein hörbarer Goll darüber, dass Franken vom Krieg heimgesucht, Südbayern hingegen ganz verschont wurde, schien ein bedenkliches Zeichen. Doch die Reise steigerte sich zur Triumphfahrt des strahlenden jungen Monarchen.

So wurde Unterfranken in seiner Mehrheit katholischer und bayerischer. Es näherte sich, vom öffentlichen Selbstbild bis zu den mentalen Formen des Alltags, wie kein anderer Teil Frankens Altbayern an. Auf dem Weg von gemeinfränkischer Solidarität im Vormärz über die Spannung zwischen fränkischem Protest und katholisch-konservativer Mobilisierung 1848/1849 zu einer weitgehend von diesem Sinn bestimmten regionalen Kultur brachte der Krieg gegen Preußen einen letzten starken Schub.

Dies äußerte sich messbar, als in dem Parteispektrum, das eben damals entstand, der Politische Katholizismus, die hoch föderalistische Patriotenpartei (ab 1887 Zentrum), in den Wahlen 1868/1869 weitaus am stärksten wurde und bis zum Ersten Weltkrieg blieb. Gleichzeitig gewannen in den protestantischen Gebieten die Liberalen eine ähnliche Mehrheit; sie

nahm erst seit den späten 1880er Jahren durch neue Parteien – lutherische Konservative, Landwirte, Sozialdemokraten – deutlich ab. Die katholische Hälfte Frankens, einschließlich der einstigen Hochstifte Bamberg und Eichstätt im westlichen Oberfranken und im Süden Mittelfrankens, und die protestantische drifteten in der sich ausbildenden politischen Kultur auseinander. Ebenso verbreiteten auch Zeitungen, Bücher und Bilder, die im letzten Jahrhundertdrittel sehr zunahmen und bis in die unteren Schichten drangen, verschieden ausgerichtete Wissens- und Vorstellungsmuster. So hing der Papst oder Luther an der Wand, einfache Leute lasen Heiligenlegenden oder Anekdoten über Friedrich den Großen, und Studierte interessierten sich für Thomas von Aquin oder den Darwinismus.

Diese unterschiedlichen Haltungen stießen, mannigfach formiert und organisiert, dann auch offen aufeinander: im Kulturmampf, in der kontroversen Einstellung zum Krieg und zur Reichsgründung 1870/1871, denen Bayern nur knapp zustimmte, danach im erbitterten Streit um Kriegserinnerung und Reichskult, der am ‚Sedanstag‘ auch gewaltsam werden konnte. In dem tiefgreifenden Weltanschauungskonflikt, der das 19. Jahrhundert durchzog, schieden sich die Lager innerhalb Frankens räumlich besonders deutlich. Dass in Unterfranken ein wesentlich anderer Geist als in Mittelfranken herrschte, kam nicht zum Wenigsten von den Kriegserfahrungen und Kriegsfolgen, welche die Menschen in gegensätzlichen Horizonten, Orientierungen, Loyalitäten verorteten. In dem kurzen Krieg von 1866 fiel nicht nur die unter europäischem Blick wichtigste Entscheidung für Deutschland zwischen Wiener Kongress und Erstem Weltkrieg, aus der sich die spektakulären

Ereignisse 1870/1871 dann ergaben. Dieser Krieg wurde auch zu einem Schlüsselseignis für die innere Geschichte Frankens.

Anmerkung:

* Für diese Skizze verdanke ich Wesentliches Ralf Ecke: Franken 1866. Versuch eines politischen Psychogramms (Nürnberger Werkstücke zur Stadt- und Landesgeschichte 9). Nürnberg 1972.

Unser Zweiter Bundesvorsitzender Prof. Dr. Werner K. Blessing studierte Geschichte, Germanistik, Philosophie und Politische Wissenschaft in München sowie Amsterdam und ist Universitätsprofessor i.R. an der Universität Erlangen-Nürnberg, wo er von 1989 bis 2007 Neuere Geschichte und Landesgeschichte lehrte. Seine Anschrift lautet: Ludwig-Thoma-Straße 27 a, 91054 Erlangen, E-Mail: werner.k.blessing@t-online.de.

Dirk Kränzlein

Die Anwendung technischer Innovationen im „Deutschen Krieg“ von 1866

Der Krieg von 1866 war eine Auseinandersetzung sowohl um die politische als auch militärische Vorherrschaft im Deutschen Bund. Preußen und Österreich rangen um die alleinige Führungsrolle. Die Entscheidung wurde im Bundestag forciert und schließlich auf dem Schlachtfeld entschieden.

Viele Werke haben sich bereits mit den Ursachen, Auswirkungen und Folgen dieses Kräftemessens beschäftigt. Die einschlägige Literatur widmete dem Verlauf des Krieges, den verschiedenen Strategien des Feldzuges sowie den diversen Gefechten und Schlachten

schon Aufmerksamkeit. Weitaußer weniger Beachtung fand dagegen der technische Stand der damaligen Armeen, obwohl häufig das Zündnadelgewehr als der entscheidende Faktor für die preußischen Erfolge genannt wird.

Doch gerade auch in Bayern fand – entgegen verbreiteten Annahmen – ein wesentlicher Fortschritt in puncto technischer Innovationen statt. Das wesentliche Problem lag in den fehlenden Möglichkeiten, diese praktisch in Feldzügen testen zu können. Die meisten der neuen Adaptionen sollten erst während des Kriegsgeschehens ihre Feuertaufe erhalten.

Die Waffentechnik

Ein wesentlicher Schritt, der in allen drei Waffengattungen (Infanterie, Kavallerie, Artillerie) bis zu Beginn des Krieges voll-

zogen wurde, war die Weiterentwicklung der Läufe.¹ Die bisherigen glatten Rohre erhielten eine spiralförmige Einarbeitung. Die Seiten des Projektils wurden beim Abfeuern in diese sogenannten Züge gepresst



Abb. 1: Minié Projektil mit Culot.
Eigener Entwurf des Autors.

weiterer, wesentlicher Schritt notwendig: die Einführung der Spitzgeschosse. Als der französische Offizier Minié im Jahr 1840 sein patentiertes Projektil vorstellte, leitete dies eine ganze Reihe von Umwälzungen und Innovationen ein. Die bisherige kugelförmige Ausführung des Geschosses wies insgesamt recht ungünstige ballistische Fähigkeiten auf. Die Form provozierte zu viel direkten Luftwiderstand. Oftmals musste es mit einem Ladestock in den Boden des Rohres gepresst werden, um so einen möglichst geringen Gasverlust beim Schuss zu erzielen.

Mit den neuen Spitzgeschossen änderte sich dies. Die Seiten hatten Kerben, die in die Züge des Laufes gepresst wurden. Das Minié-Geschoss hatte am Boden einen Hohlraum, in dem ein Eisenculot gesetzt war.² Entzündete sich nun das Schwarzpulver, pressten die entstehenden Gase das Culot in den Hohlraum und somit die Ränder des Geschosses in die Züge.

Infanterie

Der deutsche Bruderkrieg von 1866 veränderte die Sicht der Dinge nachhaltig. Laut dem österreichischen Historiker Srbik war

und somit in Rotation versetzt. Mittels jener Drehung erhielt das Geschoss eine stabilere Eigendynamik, so dass Reichweite und Genauigkeit enorm erhöht wurden. Die nun mit ‚gezogenen‘ Läufen genutzten Waffen feuerten dementsprechend weiter und genauer. Doch um genau diese Resultate zu erhalten, war noch ein

dies ein Kampf, welcher „in der deutschen Geschichte eine Epoche abschließt und einleitet.“³ Diese Aussage trifft natürlich primär auf die politischen Verhältnisse zu. Das Ende des Deutschen Bundes war besiegelt. Der Norddeutsche Bund unter der Dominanz Preußens prägte von nun an das Bild der Süddeutschen. Viele kleinere, ehemals unabhängige Fürstentümer traten diesem Bündnis bei. Bayern blieb eigenständig, unterzeichnete aber ein Schutz- und Trutzbündnis mit Preußen, welches gegenseitige Unterstützung im Kriegsfall unter preußischer Militärführung beinhaltete.

Srbiks Aussage konnte jedoch ebenso auf die waffentechnischen Neuerungen bezogen werden. Nach den teilweise sehr beeindruckenden Siegen Preußens suchten viele Militärlistoriker nach deren Gründen und Ursachen. Regelrechte Umwälzungen bisher bestehender Konzepte bahnten sich an. Das Zündnadelgewehr des preußischen Konstrukteurs Dreyse war für viele Denker der Zeit der ausschlaggebende Faktor der raschen Siege.

Doch wie kam es zu dieser Annahme? Seit Jahrhunderten standen sich die Armeen mit nahezu derselben Bewaffnung gegenüber. Die Waffentechnik selbst war hierbei selten der wesentliche Faktor für Sieg oder Niederlage gewesen. Vielmehr entschieden Moral, Truppenstärke oder das Kalkül der Feldherren über den Ausgang der Schlachten.

Die Steinschlossmuskete, die noch bis zum Ende der napoleonischen Kriege im Einsatz war, wurde von allen mitteleuropäischen Armeen genutzt. Ihr Name rührte vom Auslösemechanismus der Waffe her. Ein Feuerstein war im Hahn des Schlosses fixiert. Bei der Schussabgabe schnallte der Hahn nach vorn, so dass jener Feuerstein auf eine Metallplatte, die Batterie, traf.

Durch den Abrieb des Steins erzeugte die Platte Funken. Diese entfachten schließlich grobkörniges Schwarzpulver als Zündmittel. Die Funken gelangten nun über ein Zündloch in den Lauf des Gewehres, wo das dort als Treibmittel fungierende Schwarzpulver explodierte und die Kugel aus dem Lauf auf das Ziel trieb.

Jenes System hatte jedoch wesentliche Nachteile. Das Schwarzpulver entwickelte enormen Rauch und besaß eine hohe Witterungsanfälligkeit. Die Kugeln wurden noch in Handfertigung hergestellt, was gewisse Unterschiede in der Kalibergröße zur Folge hatte. Zusätzlich mussten die Gewehre stehend von vorn geladen werden. Mit Hilfe eines Ladestocks wurden die Projektilen in den Lauf gepresst, um den Explosionsgasen des Schwarzpulvers wenig Spielraum zu bieten und auf diese Weise die Kraft des Pulvers optimal zu nutzen. Wegen der dabei auftretenden zusätzlichen Verformungen der Kugeln oder gar Fehlfunktionen waren die Zielgenauigkeit und Feuergeschwindigkeit entsprechend schlecht. Außerdem gab es in jener Zeit noch keine Schießübungen für den gemeinen Soldaten. All diese Faktoren beeinflussten die Taktik maßgeblich: „*Salvenfeuer aus dem Stand und schrittweises Vorrücken wechselten sich ab, bis das Gefecht im Nahkampf mit dem Bajonett entschieden wurde.*“⁴

Die Infanterie wurde unter strenger Kontrolle gehalten, was die sogenannte Linienformation beinhaltete. Die Soldaten standen in Reih und Glied und mussten direkt auf Befehl gemeinsame Wendemanöver oder Schussabgaben ausführen. Durch einen gemeinsamen Feuerbefehl erhöhte sich die Wahrscheinlichkeit, den Schaden beim Gegner zu vergrößern. Auf diese Weise hoffte man, die Nachteile der Waffe einigermaßen egalisieren zu können.

Die Herausforderung der Konstrukteure lag nun darin, die Zuverlässigkeit und Bedienung der Waffe zu verbessern bzw. zu erleichtern. Ein wesentlicher Schritt war die Entwicklung der Perkussionsschlösser. Die Neuerung bestand darin, dass der Zündkanal nun in einem hohlen Stift, Piston genannt, am Gewehrschloss angebracht war. Zündhütchen, die auf ihrer Innenseite Chlorkali oder Knallquecksilber eingearbeitet hatten, konnten nun auf dieses Piston gesteckt werden. Durch Aufschlag des Hahnes ging eine Initialzündung durch das Chlorkali bis in den Lauf des Gewehres, wo sich das Schwarzpulver nun als Treibmittel entzündete. Diese Konstruktion war weit weniger witterungsanfällig und erfuhr schnell den Zuspruch der Militärs.

Auch die bisherigen Kugeln hatten bald ihren Wert verloren und wurden durch konische, also kegelförmige Geschosse ersetzt. Diese spitzförmigen Projektilen hatten den Vorteil, dass sie bei der Schussabgabe eine stabilere Flugkurve aufwiesen. Zur weiteren Verbesserung dieser Innovation wurden spiralförmige Züge in die Innenseite des Gewehrlaufes eingearbeitet und der Boden der Geschosse ausgehölt. Das bei der Zündung auftretende Gas presste nun die dünneren Seitenwände des Bodens in den Lauf. Dadurch geriet das Geschoss von der Zündung bis zum Ende des Laufes in Rotation. Die Folge war eine weitaus stabilere und treffsichere Flugbahn. Eine Verkleinerung des Kalibers erhöhte zusätzlich Zielgenauigkeit und Reichweite. Bayern als auch seine süddeutschen Verbündeten nutzten ein einheitliches 13,7 mm Kaliber. Sämtliche am deutschen Bruderkrieg beteiligten Staaten hatten in ihren Armeen seit spätestens 1862 gezogene Läufe eingeführt.

Bayern, Österreich sowie deren süd-

deutsche Bündnispartner nutzten verschiedene Modelle Vorderladergewehre, die umständlich geladen werden mussten. Die mit Papier umhüllte Patrone wurde aufgebissen, etwas vom darin enthaltenen Schwarzpulver in den Lauf gefüllt, das Projektil eingefügt und mit dem Ladestock fixiert. Dies musste alles stehend erledigt werden, worin genau eine große Gefahr lag, denn hier stellte der Soldat eine freie, unbewegliche Zielscheibe für den Gegner dar.

Preußen und seine Verbündeten nutzten Zündnadelgewehre mit Hinterladermechanismus. Der in preußischen Diensten stehende Waffenkonstrukteur Johann von Dreyse konnte nach mehrjährigen Versuchen im Jahr 1840 die Regierung in Berlin dazu bewegen, seine neuen Gewehre versuchsweise in der Armee einzuführen. Der bahnbrechende Gedanke dahinter war die Entwicklung der Zündnadelpatrone. In dieser waren sowohl das Treibelement, das Zündmittel als auch das Geschoss enthalten. Durch Betätigung des Abzuges bohrte sich nun eine lange Nadel von hinten in die Patrone. Die Reaktion geschah direkt im Lauf. Zusätzlich ermöglichte der Mechanismus das direkte Einführen des Projektils von hinten.

Eine wesentlich höhere Schussfrequenz war so möglich geworden. Ein geübter Schütze konnte mit einem Vorderlader zwei- bis dreimal pro Minute feuern, wohingegen das Zündnadelgewehr Frequenzen von bis zu acht Schuss pro Minute ermöglichte. Außerdem erlaubte das neue System dem Kämpfenden, den Feind geduckt oder gar liegend zu bekämpfen. Sowohl das Abfeuern als auch das Nachladen der Waffe konnte in dieser Position ausgeführt werden. Verharrte ein Truppenkörper in einer defensiven Position, konnte das Schnellfeuer nicht nur heran-

stürmender Infanterie, sondern auch einer Kavallerieschwadron schmerzliche Verluste beifügen.

Eines der bemerkenswertesten Beispiele mag hierfür die Schlacht von Königgrätz am 3. Juli 1866 gewesen sein, bei der Preußen mit drei Armeeteilen auf die in einer Defensivstellung verharrenden verbündeten Österreicher und Sachsen vorrückte. Da sich jedes der preußischen Armeekorps aus einer unterschiedlichen Richtung näherte, ergab sich für die Österreicher im Fortgang der Kämpfe der bedrohliche Eindruck einer Umklammerung. Um dieser Gefahr vorzubeugen, entschied der österreichische Oberbefehlshaber Benedek, an bestimmten Abschnitten den Durchbruch mittels des seit Zeiten Napoleons bewährten Stoßangriffs herbeizuführen. Bestimmte Truppenteile formierten sich in Kolonnen und stießen dann nach einer vorhergehenden Feuersalve mit Bajonettangriff auf die gegnerischen Linien vor, um im Kampf Mann gegen Mann eine Entscheidung zu erzwingen. Als sich nun verschiedene österreichische Verbände auf diese Weise den preußischen Truppen näherten, zeigte sich der ungeheure Vorteil des Zündnadelgewehrs in einer defensiven Position: Während die heranstürmenden Truppen immer wieder einen Schuss abgeben und dann ungedeckt stehend ihre Waffe nachladen mussten, war es den Verteidigern möglich, geduckt oder liegend mehrere Schüsse abzugeben. Das Resultat war mehr als eindeutig.

Die Habsburger erfuhren eine entscheidende Niederlage. Somit war der Krieg bereits vor dem ersten Schusswechsel zwischen Bayern und Preußen beendet. Dies darf aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass Bayern mit seinem Gewehrmodell Podewils M/58 einen der besten Vorderlader seiner Zeit besaß. Dadurch,

dass der Zündkanal vom Piston aus nicht seitlich in den Gewehrlauf verlief, sondern von hinten mittig, erbrachte dies eine noch effektivere Entzündung des Treibmittels. Sowohl in der Treffgenauigkeit als auch der Reichweite war es dem preußischen Zündnadelgewehr überlegen.

Artillerie

Die Artillerie genoss seit jeher ein hohes Ansehen in der Kriegsführung. Stets übertrug sie die Infanterie an Reichweite und Zerstörungspotenzial. Sie bereitete Schlachten vor oder konnte den entscheidenden Ausschlag geben.

Die bayerische Armee legte großen Wert auf eine anspruchsvolle und fachgerechte Ausbildung. Seit 1824 bestand die „Offiziers-École“. Dort erlernten die Teilnehmer wichtige Kenntnisse in Chemie, höherer Mathematik und Zeichnungskunde. Immer wieder fanden Exkursionen ins Ausland statt, um sich über Neuerungen und den aktuellen Stand der anderen Nationen zu informieren. So entsandte König Ludwig I. im Jahr 1828 erfahrene Offiziere nach England, Frankreich, Schweden und Belgien. Nach einer zweijährigen Abwesenheit kehrten sie nach München zurück, wo dann eine neu gegründete Spezialkommission die Befunde und Erfahrungsberichte untersuchte. Die veraltete Feldartillerie wurde nach englischen und französischen Vorbildern modernisiert. Auch die Pulverfabrikation konnte nun nach einem übernommenen chemischen Vorgang verfeinert und verbessert werden.

Den politischen Umständen geschuldet, bestieg Otto von Wittelsbach ab 1832 den griechischen Königsthron. Eine 3.500 Mann starke „bayerische Hilfsbrigade“, die die Neugestaltung und Ausbildung der

dortigen Armee übernehmen sollte, folgte im selben Jahr dorthin. Mit dieser Expedition gelangten auch einige Artillerieoffiziere nach Griechenland, um praktische Erfahrungen zu sammeln.

Ab 1835 erfolgten ausführliche Versuche mit den vor allem in Österreich genutzten Kriegsraketen. Fünf Jahre später existierten dort eine Fuß- und eine reitende Raketenbatterie.⁵ Spätestens bis 1843 kehrten die Versuchsleiter nach München zurück, wo bereits ähnliche Versuche mit dieser Technik aufgenommen wurden.

„Zur Einführung derselben in der bayerischen Artillerie kam es aber bei den rasch aufeinander gefolgten Vervollkommenungen im Geschützwesen nicht.“⁶

Der Krimkrieg (1853–1856) veränderte das Denken der europäischen Militärs nachhaltig. Waren die Geschütze nach wie vor mit glatten Läufen aus bronzenen oder gusseisernen Rohren hergestellt, so trat nun die Infanterie erstmals mit neuartigen Gewehren auf. Durch die gezogenen Läufe konnte sie auf annähernd die gleiche Distanz feuern, wie es die Artillerie tat, deren Dominanz der Reichweite nun ernsthaft gefährdet war. Zusätzlich kam erstaunlich hinzu, dass die Soldaten nicht mehr in engen Linien langsam gegen den Feind vorrückten. Die Verbesserung in der Waffentechnik ermöglichte den kämpfenden Truppen eine größere Eigenständigkeit, da unter Mitverantwortung der Unteroffiziere nun in sogenannten Schützen schwärmen vorgegangen werden konnte. Damit waren die Vollkugeln der Batterien größtenteils nutzlos geworden. Nach den Lehren dieser Auseinandersetzung führten nahezu alle europäischen Armeen gezogene Läufe auch für ihre Artillerie ein.

Bereits im Jahre 1809 hatte der bayerische Hauptmann Georg von Reichenbach den Vorschlag ausgesprochen, auch für die

Geschütze gezogene Läufe einzuführen.⁷ Dabei sollten sich längliche Expansionsgeschosse beim Abfeuern in die Züge des Laufes pressen, um so eine höhere Stabilität zu gewinnen. Von der schlechten Resonanz enttäuscht, weil München wenig Interesse daran zeigte, das bereits vorhandene Material teuer umzurüsten, entschied sich Reichenbach für eine zivile Laufbahn. Dadurch konnte die Entwicklung zunächst nicht weitergeführt werden. Zwar nahm er sich im Jahre 1816 dieses Projekts wieder an, konnte dieses aber durch seinen überraschenden Tod zehn Jahre später nicht mehr vollenden.

Mit den nun gezogenen Geschützrohren war die ehemalige Dominanz über die Infanterie wieder hergestellt. Durch die Übernahme länglicher Spitzgeschosse, die wie bei den Handfeuerwaffen beim Abfeuern in die Züge gepresst und so in Rotation versetzt wurden, konnte jene Innovation noch besser genutzt werden.

Ein Problem, mit welchem sich nicht nur die bayerischen Artilleristen nun auseinandersetzen mussten, war die sich mehr und mehr auflösende Formation der Infanterie. War es doch bisher leichter gewesen, recht immobile und dicht aneinander gereihte Truppenkörper mit Vollkugeln zu schaden. Um dieser Entwicklung zu begegnen, setzten die Armeen vermehrt sogenannte Schrapnellgeschosse bzw. Granaten ein, die mit Zeit- oder Aufprallzündern ausgestattet waren. Bei deren Explosion traten viele kleine Geschosspartikel aus dem Projektil aus und verletzten somit in einem gewissen Radius viele Soldaten. Es traten viele verschiedene Versionen von Granatgeschossen auf, welche letztendlich aber dasselbe Ziel verfolgten, nämlich eine möglichst große Anzahl an Feinden kampfuntauglich zu machen.⁸

Kavallerie

Die Kavallerie stellte seit jeher einen besonderen Teil jeder Armee dar, so auch noch im 19. Jahrhundert. Deren Ausbildung war kostspielig und dauerte lange. Da auch der Unterhalt der Tiere recht teuer blieb, wurden die Verbände relativ klein gehalten. Der Großteil der Kavalleristen entstammte ursprünglich aus den Fürstenhäusern. Nur Adelige oder Wohlhabende konnten sich Pferde für diese Zwecke halten. In einigen Regimentern wurde explizit darauf geachtet, dass nach Möglichkeit nur adelige Kämpfer aufgenommen wurden. Natürlich drängten mit der Zeit vor allem wohlhabende Bürger in die Truppe und sahen sich als edler und erhabener Teil derselben an. Die Grundkonzeption der Reiterei lag in massiven Stoßangriffen, was bedeutete, dass die Einheit geballt in die Linie des Feindes einbrach, um deren Formation und Koordination erheblich zu stören oder gar aufzulösen. Ebenso konnte dank der Schnelligkeit der Truppe ein sich zurückziehender oder fliehender Verband angegriffen und verfolgt werden.

Eine der wichtigsten Aufgaben war nach wie vor die Aufklärung, denn durch die hohe Mobilität konnten Feinde schnell entdeckt und gemeldet werden. Zusätzlich dienten Botenreiter als zügige Übermittler von Nachrichten. Außerdem gehörten die Sicherung der Linien, Scharmützel sowie Unterstützungsleistungen zu deren Anforderungen.

Da sich die Waffentechnik im 19. Jahrhundert so rapide wie nie zuvor entwickelte, gingen die Veränderungen auch an dieser Gattung nicht spurlos vorbei. Es gab nach wie vor Einheiten, die mit Lanzen oder Säbeln bewaffnet den Nahkampf suchten. Zusätzlich bekamen eini-

ge Abteilungen sogenannte Karabiner, die im Wesentlichen eine verkürzte und im Gewicht reduzierte Form eines Infanteriegewehres waren, aber natürlich nie die Leistung eines normalen Schützen erreichen konnten. Außerdem erhielten einige Reiter noch Pistolen, die jedoch nur zur einmaligen Schussabgabe zu gebrauchen waren und auf Grund des noch glatten Laufes allzu schlechte Treffer erzielten.

Die Kavallerie profitierte in den Napoleonischen Kriegen von der größtenteils schlechten Bewaffnung der Infanterie und konnte daher seine „Choc“-Angriffe mit hoher Effektivität durchführen. Da die Soldaten noch in Reih und Glied standen, vermochten anreitende Verbände mit aller Wucht in die Linien zu stoßen.

Die Gewehre wurden jedoch immer leistungsfähiger. Allen voran erhöhte sich die Zielgenauigkeit und Schussfrequenz. Im Regelfall benötigten Reitertruppen ein übersichtliches und offeneres Terrain, um ihre Möglichkeiten am besten auszuspielen. Die Schützen waren dadurch aber in der Lage, die anreitenden Gegner früh ausfindig zu machen und sich entsprechend darauf vorzubereiten. Infolge der weitaus besseren und weitreichenden Feuerwaffen der Soldaten wurden Frontalangriffe wesentlich gefährlicher und zwangen die Reiterei zu einem gewissen Umdenken. Schwere Kavallerieeinheiten erhielten Brustpanzer und Helme, um sich besser schützen zu können. Diese Kürassiere erhielten auch einen Pallasch, die als Hiebwaffe bei den gegnerischen Truppen gefürchtet war. Auch sollten Handfeuerwaffen einen gewissen Grad an Unterstützung der Fußtruppen im Feuergefecht herstellen. Die Dragoner stellten eine reitende Infanterie dar, die zum Schauplatz des Gefechtes ritt und abstieg, bevor in den Kampf eingegriffen wurde. Husaren,

Ulanen oder Chevaulegers kämpften mit Säbeln oder Lanzen.

Die Kavallerie wurde im Regelfall massiert in einer Schlacht eingesetzt und behielt ihre besondere Stellung bis in den Ersten Weltkrieg hinein. Nach wie vor waren viele Militärs davon überzeugt, dass der Wille des Kämpfers selbst jeglichen technischen Vorteil beseitigen könnte. Die Stoßangriffe der Reiterei waren nach wie vor als probates Mittel angesehen, und selbst im Zweiten Weltkrieg existierten noch einzelne Verbände.

Das Ende der Kavallerie wurde mit der erfolgreichen Einführung von Zündnadelgewehren und dem damit schnell feuern den Soldaten eingeläutet. Das Aufkommen von Maschinengewehren und die ersten ab spätestens 1917 eingesetzten Tanks auf den französischen Schlachtfeldern beendeten das Kapitel der Fronaltangriffe endgültig.

Die neuen, verstreuten Formationen der Schützen boten weniger Angriffsoptionen für die Stoßangriffe. Das weitreichende Schnellfeuer dezimierte die Kavalleristen schon während ihres Angriffs. Der große Vorteil, in eng stehende Gegner hineinreiten und diese im Nahkampf zu übermannen, schwand immer mehr.

Kommunikation

Die Verständigung des Feldherrn mit seinen Truppenteilen war und ist eine der essentiellsten Notwendigkeiten in der Kriegsführung. Ebenso wichtig war die Koordination der Verbände untereinander. Falls die Offiziere nicht zugegen waren, um die Direktiven persönlich zu empfangen, vertrauten die Feldherren auf Botenreiter. Oftmals sendete der Kommandierende mehrere Männer gleichzeitig aus, um die Wahrscheinlichkeit einer

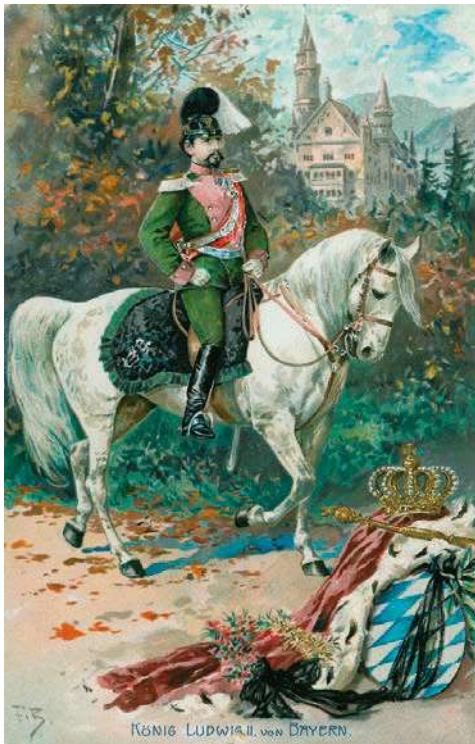


Abb. 2: Postkarte König Ludwigs II. in einer Ulanenmontur.
Autor: unbekannt.

Übertragung zu erhöhen. Niemals konnte während eines Feldzuges oder einer Schlacht gewährleistet werden, dass die Nachrichten auch ankamen und bestätigt werden konnten.

Eine neue Konstante, die sich den Obrigkeitkeiten nun auftat, war die Wiederentdeckung der Telegraphie. Zunächst noch optisch-mechanisch genutzt, reifte bis zum Jahr 1866 mit dem elektrischen Telegraphen eine recht zuverlässige Übertragungsmöglichkeit heran. Das mobile Hauptquartier konnte also jederzeit mit seiner Regierung in der Hauptstadt korrespondieren und in Kontakt bleiben. Falls auf das bestehende Staatstelegraphennetz

nicht zugegriffen werden konnte, traten die beweglichen Feldtelegraphen auf den Plan. Die primäre Aufgabe dieser Einheit war es, eine unmittelbare Verbindung mit dem bestehenden Netz herzustellen. Mit ihnen war es außerdem möglich, Ordres an seine Untergebenen vor Ort zu geben. Dies funktionierte folgendermaßen: Géniertruppen, eine spezielle Art der Pioniere, nutzten das mitgeführte Material an Holzleisten, Draht und Apparaturen, um eine neue Leitung aufzubauen. Diese Linie konnte bis zum mobilen Hauptquartier, in einzelnen Fällen sogar direkt an die unmittelbare Front reichen. Zahllose Beispiele hierfür lassen sich im amerikanischen Sezessionskrieg (1861–1865) finden.

Der Vorteil dieser Kommunikationsmethode lag darin, dass die Befehle nicht nur binnen Sekunden direkt an den Empfänger übertragen werden konnten, sondern auch der Empfang nun innerhalb weniger Minuten oder gar Sekunden bestätigt werden konnte. Durch diese Methode waren sowohl das Hauptquartier, die Regierung selbst als auch die Kommandeure vor Ort im Stande, miteinander zu interagieren. Zwar steckte die Technik in den deutschen Landen noch in den Kinderschuhen, dennoch nutzte Preußen bereits im deutsch-dänischen Krieg von 1864 erstmals dieses Verfahren. Im März 1866 wurde die erste bayerische Einheit in Ingolstadt ausgehoben. Sie konnte wertvolle Erfahrungen für kommende Aufgaben sammeln.

Mobilität

Die Beweglichkeit einer Truppe entschied über die Entscheidungsmöglichkeiten des Befehlshabers. Napoleon erkannte dieses Prinzip früh und sorgte dafür, dass seine Armee alle anderen Nationen an Marsch-

leistungen übertraf. Bestehende Straßen wurden ausgebaut oder verbessert und erneuert. Seine Truppen nahmen nur die nötigste Ausrüstung mit und versorgten sich selbst aus der Region, die sie gerade passierten. Somit hatte der Korse von Anfang an die Möglichkeit, sein Schlachtfeld selbst zu wählen und dem Feind dies auch aufzuzwingen. Er konnte immer agieren, während der Verteidiger zu reagieren gezwungen war.

Im Zuge der aufkommenden Industrialisierung erschien mit der Dampfeisenbahn ein bisher unbekanntes Transportmittel in Europa. Eisenbahnen existierten schon einige Jahre zuvor, wobei zunächst Pferde als Kraftquelle dienten. Als der Dampf nun für den Transport nutzbar gemacht werden konnte, eröffnete dies – wenn auch zunächst von sehr wenigen Persönlichkeiten erkannt – viele neue Möglichkeiten, denn neben Waren konnten ebenso Personen befördert werden.

Im Laufe der Jahrzehnte fand die Dampflokomotive mehr und mehr gesellschaftliche Akzeptanz, so dass auch die Militärs ein gewisses Interesse an der Materie entwickelten. Die ersten Streckenbauten verließen den alten Handelsrouten entsprechend und verbanden aus rein kommerziellen Motiven verschiedene Städte oder Handelszentren.

Obwohl bei Streckenneuanlagen das bayerische Kriegsministerium zu Beratungen hinzugezogen wurde, hatte es jedoch mehr eine empfehlende Funktion, so dass der wirtschaftliche Faktor sich im Regelfall durchsetzte. Einsprüche seitens der Armeeführung kamen nur sehr selten vor, da jede neue Strecke ebenso militärisch genutzt werden konnte. In den seltensten Fällen gelang es, gewisse Neuanlagen auf eine gewisse Zeit zu verhindern.⁹

Bayern im Krieg von 1866

Ein „*geistreiches Mitglied*“ des Generalstabes äußerte sich nach dem Krieg, was Bayern nun „*nach 50 jährigem Frieden*“ habe, da „*keine einzige Idee zur Ausführung gebracht* [wurde], die nicht in der Ausführungsmaschine stecken geblieben wäre.“¹⁰ Natürlich war es ein Leichtes, nach der Niederlage im Nachhinein ein derartiges Resümee zu ziehen. Doch ist der Bekundung dieser unbekannten Person nur zu einem gewissen Grad zuzustimmen. Natürlich setzte die Regierung gerade beim Militär sehr gerne Sparmaßnahmen an, um den desolaten Haushalt nach den Revolutionskriegen zu entlasten, was nur zur Folge hatte, dass die schlechten Aufstiegsmöglichkeiten viele fähige Männer abschreckten, die sich daher für andere Laufbahnen entschieden. Auch fehlte es der Armee in den Jahren vor der Auseinandersetzung an größeren Übungen auf Divisionsebene. Bis auf Prinz Karl und Ludwig von der Tann, welcher Chef des Generalstabes war, hatte kein einziger bayerischer Befehlshaber bisher selbst eine Division geleitet. Dass eine ungeübte Truppe mit unerfahrenen Kommandanten gewisse Nachteile aufweisen würde, war abzusehen. Doch wie sah es mit technischen Innovationen aus?

Bei der Untersuchung der Handfeuerwaffenentwicklung in Bayern führt kein Weg an Philipp von Podewils vorbei. Der Direktor der bayerischen Gewehrfabrik in Amberg entwickelte bis zum Ende der 1850er Jahre mit dem Modell M/1858 einen vortrefflichen gezogenen Vorderlader. Dieses Gewehr, dessen Einführung König Max II. im Jahr 1858 genehmigte, zählte in seiner Reichweite und Präzision zu den besten seiner Zeit. Dieses Modell erschien in drei verschiedenen Varianten:

Eine Standardversion für die Soldaten, eine verbesserte Version für die Schützen und eine spezielle Anfertigung für Scharfschützen. Die Reichweiten variierten von 675 bis 980 m. Ein wesentliches Problem lag jedoch nach wie vor im etwas umständlichen Nachladen. Der Schütze musste stehen und benötigte selbst bei geübter Handhabung eine gewisse Zeit, um wieder feuerbereit zu sein. Hieraus erschließt sich eine Bevorzugung einer defensiven Taktik. Im offensiven Vorangehen musste der Soldat immer wieder inne halten, um seine Waffe neu zu laden und bereit zu machen. In einer verteidigenden Stellung jedoch war das Modell M/1858 sehr präzise, und ein Kamerad konnte, während geschossen wurde, schon eine weitere Waffe nachladen und dem Schützen reichen.

Die Truppen waren bei der Einführung der Gewehre mehr als begeistert und nahmen die Feuerwaffe unter großem Jubel auf. Ihrer Meinung nach glich „*kein Gewehr ihm weit und breit*.“¹¹ Auch König Max II. war hierüber sehr erfreut, gab jedoch noch zu bedenken, ob es nicht besser „*zum Laden nach rückwärts eingerichtet werden sollte*.“¹²

Natürlich wusste die bayerische Armeeführung trotz der von Berlin in Bezug auf diese Innovation verfolgten strikten Geheimhaltungspolitik schon seit einiger Zeit um die Versuche Preußens mit gezogenen Hinterladern und speziell dem Zündnadelgewehr von Nikolaus von Dreyse. Seit 1841 führte Preußen erste Zündnadelgewehre als Hinterlader unter dem Tarnnamen „*leichtes Perkussionsgewehr Modell 1841*“ in ihre Armee ein. Dennoch wussten viele europäische Staaten sofort, dass es sich um ein neues System handelte, weswegen auch das Interesse an Informationsbeschaffung dementsprechend groß war. Doch weder die Regierung in Berlin noch die Hersteller erklärten sich auf

irgendeine Weise zu Kooperationen bereit. Als es in den Revolutionsjahren 1848/1849 zum Sturm auf das Zeughaus in Berlin kam, gelangten auch einige Modelle des neuen Typs an die Öffentlichkeit. Doch selbst jetzt gelang es Bayern nicht, ein Exemplar zu erhalten.

Im Jahr 1856 kam es schließlich zu einer abschließenden Bewertung durch Freiherr Philipp von Podewils,¹³ der mittlerweile Direktor der Gewehrfabrik in Amberg geworden war. Sein Abschlussbericht legte eindeutig klar, dass das Zündnadelgewehr mehr Nach- als Vorteile besäße und dementsprechend keine ernstzunehmende Alternative für die gezogenen Vorderlader sein könne. Auf das Anraten des Kriegsministeriums genehmigte der König schließlich die Einstellung der Versuche.¹⁴ Nichtsdestoweniger besaß Bayern mit dem Modell M/58 eine hervorragende Schusswaffe, die sich während des Feldzuges bewähren sollte.

Die Artillerie war schon immer ein Prestigeobjekt der Armeeführung gewesen. Neben den glatten 12-Pfünder Batterien aus bayerischer Produktion besaß die Truppe noch gezogene 6-Pfünder Batterien, welche einige Jahre vor Kriegsausbruch aus Preußen bezogen worden waren.

Bayern setzte in dieser Auseinandersetzung erstmals eine mobile Feldtelegrapheneinheit ein. Bereits im Jahr 1859 gab es erste Überlegungen zur Aushebung einer solchen Truppe, da sich die Gefahr eines europäischen Krieges abzeichnete. Als Österreich sich mit Piemont-Sardinien und dessen Verbündetem Frankreich um Besitzungen in Italien stritt, forderte Habsburg Hilfe vom Deutschen Bund an. Der bayerische Generalquartiermeisterstab gab König Max II. zu bedenken, dass es durch den Feldtelegraphen möglich sei, „*an eine größere Telegraphenlinie bis auf 20 Stunden Entfernung anzubinden, und so in wenigen*

*Minuten dasselbe Resultat zu erwischen, wozu sonst Wochen nötig waren.*¹⁵ Zwar stimmte der König der Errichtung einer Feldtelegrapheneinheit zu, doch als sich Preußen gegen eine Einmischung des Bundes einsetzte, Österreich wenige Wochen später einen Friedensschluss erlangte und die enormen kalkulierten Kosten Unmut hervorriefen, wurde das Projekt auf unbestimmte Zeit verschoben.

Erst mit der erneut aufkommenden Kriegsgefahr von 1866 setzte das Kriegsministerium die praktische Aushebung dieser Einheit an. Im März folgte ein Erlass von München nach Ingolstadt. Am 27. Juni rückte die rund 100 Mann starke Truppe aus und folgte der Armee. Da sich auf Grund des Verlaufs des Feldzugs die Streitmacht selten über längere Zeit in einem Gebiet aufhielt, konnten auch die Vorbereitungen nur manchmal abgeschlossen werden. Kaum waren improvisierte Leitungen aufgestellt worden – es fehlte oft an Material und qualifizierter Mannschaft –, musste die Einheit schon wieder abrücken.¹⁶ Ein nachweislich unglücklicher Moment für die zunächst mangelnde Nutzung der neuen Technologie lässt sich in dem Gefecht von Kissingen am 10. Juli erkennen. Noch während sich die bayerische Streitmacht aus der Stadt zurückzog, traf Prinz Karl von Bayern an der Front ein. Er sah in einem raschen Vorgehen gegen den Feind die Möglichkeit, ihn unvorbereitet zu treffen. Sogleich erteilte er an den Befehlshaber der 4. Division, General Hartmann, per Boten den Befehl, „so rasch und so stark wie möglich gegen Kissingen zu detachieren“,¹⁷ wodurch die Offensive der nun angreifenden bayerischen Verbände unterstützt werden sollte. Doch die gesamte 4. Division verharrete gefechtsbereit in ihrer Position und griff nicht mehr weiter in die Entscheidung ein. Wie konnte es zu so einem Missver-

ständnis kommen? Das Hauptquartier in Münnertstadt hatte Hartmann bereits vor der Order Karls angewiesen, in Poppenhausen zu verbleiben, um den Rückzug der Bayern zu decken. Dieser Befehl wurde ebenfalls per Reiter losgeschickt – noch vor dem neuen Offensivplan. Unglücklicherweise traf jedoch der ältere Haltebefehl des Hauptquartiers später ein, so dass der Divisionskommandant davon ausgehen musste, dass dies die aktuelle Order sei, weswegen er seine Stellung hielt.¹⁸

Erst gegen Ende des Krieges, als die Ereignisse die Würzburger Gegend erreichten, konnten Leitungen gelegt und schließlich zwischen dem 20. und 25. Juli militärisch genutzt werden. Hier konnte die Mannschaft ein wenig Erfahrungen sammeln und sich einen gewissen Respekt in der Truppe verschaffen. Nach dem Krieg wurde in einem zusammenfassenden Bericht der Truppe eine durchaus positive Wertschätzung entgegengesetzt: „*Ungeachtet aller dieser Schwierigkeiten verrichtete die Mannschaft ihre Arbeit mit aller Ruhe und Sorgfalt.*¹⁹

Beim Eisenbahnbau selbst kam es „*nie zum militärischen Primat über die Politik.*²⁰ Dies bedeutete, dass bei Streckenneuanlagen zwar immer wieder das Kriegsministerium zu Rate gezogen wurde, aber letztendlich sich die politischen und vor allem wirtschaftlichen Interessen durchsetzten. Bayern konnte kein Interesse daran haben, geopolitisch isoliert zu werden, denn der europäische Binnenhandel aus dem Süden bzw. Südwesten mit dem Norden bzw. Nordosten sollte nach wie vor über das Land abgewickelt werden. Somit folgten neue Linien den alten Handelswegen, was auch im Interesse der Militärs lag, da diese von den Truppen selbst benutzt worden waren.

Eine erste praktische Handhabe in größerem Ausmaß beobachteten die Bay-

ern im Jahr 1859, als sich, wie oben erwähnt, Österreich mit Piemont-Sardinien und Frankreich im Krieg befand. Die Habsburger verschoben Truppen aus Böhmen über Sachsen und Hof ins eigene Kernland. Dies waren im Ganzen rund 40.000 Mann samt Material, welches in 18 Tagen nach Wien gelangte.²¹

Da 1866 „keine Vorarbeiten zur Mobilmachung“ vorhanden waren, zog sich der Aufmarsch der Armee unnützerweise in die Länge.²² Die Kooperation zwischen zivilen und militärischen Kompetenzen ließ sehr zu wünschen übrig. Selbst während die Soldaten an die nördliche Grenze des Landes gebracht wurden, blieb der normale Fahrplanverkehr bestehen. Telegramme an das Kriegsministerium meldeten, dass die Militärzüge in den Stationen immer wieder komplett stillstünden.²³

Nach Abschluss der Mobilmachung hatte das bayerische VII. Korps nun zwei Möglichkeiten: Entweder eine Vereinigung mit der österreichischen Hauptmacht in Böhmen oder, wie von Prinz Karl vorgeschlagen, ein direkter Einfall in Sachsen, um somit preußische Verbände in der Heimat zu binden.

Für die erste Option hätte nur die Strecke über Schwandorf, Pilsen, Prag und schließlich Pardubitz zur Verfügung gestanden. Die Österreicher nutzten aber dieselbe Strecke auch und hatten selbst schon mit Verzögerungen zu kämpfen. Zusätzlich hätte bei einem reibungslosen Ablauf die bayerische Armee in der Schlacht von Königgrätz, die den gesam-

ten Krieg entschied, nur zu Dreivierteln vor Ort sein können.²⁴ Erschwerend kam hinzu, dass Habsburg weite Gebiete kampflos aufgab und sich in der Nähe von Königgrätz sammelte. Somit wäre Bayern Gefahr gelaufen, einer enormen preußischen Übermacht allein gegenüberzustehen. Außerdem hätte das gesamte Vaterland dem Feind schutzlos offen gestanden. Aber auch einen Vorstoß gen Sachsen machte das sehr defensive Verhalten Österreichs unmöglich. Prinz Karl erkannte die Gefahr einer Konfrontation mit der gesamten preußischen Armee und sah von diesem Vorhaben ab.

Als augenscheinlich wurde, dass eine Vereinigung mehr als unwahrscheinlich wurde, folgte eine neue Order aus dem österreichischen Hauptquartier. Ein Zusammenschluss des VII. und VIII. Bundeskorps auf dem westlichen Kriegsschauplatz hatte nun oberste Priorität. Hierdurch sollte eine enorme Bedrohung für Preußen entstehen, wodurch Wien hoffte, Berlin sähe sich gezwungen, gewisse Kräfte im eigenen Land stationiert zu lassen.

Jedenfalls nutzten die Truppen bis zum Ende des Feldzuges die Eisenbahn – soweit vorhanden – in einem großen Ausmaß. Abschließend sei nochmals unterstrichen, dass Bayern Preußen auf waffentechnischer Ebene definitiv gleichwertig war. Das Podewils Gewehr schoss wesentlich genauer und auch weiter, so dass nicht umsonst Bayern den Preußen während der Auseinandersetzung prozentual die größten Verluste beibrachte.²⁵

Anmerkungen:

1 Diese Umrüstung erfolgte nahezu vollständig. Dennoch gab es noch einige Geschütze, wie die 12-Pfünder, oder Kavalleriepistolen, welche nach wie vor einen glatten Lauf aufwiesen.

2 Culots sind bearbeitete Metallplättchen, welche die Form eines Trapezes haben und im Hohlräum des Projektils eingesetzt sind.

3 Srbik, Heinrich (Hrsg.): Deutsche Einheit. Idee

- und Wirklichkeit vom Heiligen Reich bis Königgrätz. 4. Bd.: Idee und Wirklichkeit von Villafranca bis Königgrätz. 2. Teil. Darmstadt 1963, S. 424.
- 4 Zimmermann, Peter: Entwicklungslinien der Waffentechnik bis 1914. Neubiberg 1988, S. 280.
 - 5 Eine reitende Batterie wurde von Pferden gezogen. Dies bedeutete, dass sie schnell und mobil den Einsatzort ändern konnte. Die Batterie zu Fuß wurde mit Wagen an ihren Bestimmungsort gebracht und war stationär im Einsatz. Dabei fuhr die Mannschaft auf den Protzen oder Lafetten mit.
 - 6 Schmoelzl, Josef: Die bayerische Artillerie. Deren selbstständige Entwicklung seit dem dreissigjährigen Kriege bis zur Wiedergeburt des gegenwärtigen deutschen Kaiserreiches. München 1879, S. 22.
 - 7 Vgl. Schmoelzl: Artillerie (wie Anm. 6), S. 16f.
 - 8 Auch Festungsgeschütze wie Haubitzen, Mörser u.a. erfuhrn reichliche Verbesserungen.
 - 9 Bis in die 1860er Jahre hatten die Militärs erfolgreich Widerstand gegen eine Verbindung Münchens nach Süden mit Österreich geleistet. Sie fürchteten eine Erleichterung eines Einfalles von Süden her.
 - 10 Die bayerische Heerführung und der Chef des Generalstabes Generalleutnant Freiherr von der Tann vor den Geschworenen in der zehnständigen öffentlichen Verhandlung des oberbayerischen Schwurgerichts vom 19. Oktober 1866 gegen den Redakteur des Volksboten Ernst Zander wegen „Amtsehrenbeleidigung“. München 1866.
 - 11 Götz, Hans-Dieter: Militärgewehre und Pistolen der deutschen Staaten 1800–1871. Stuttgart 1978, S. 285.
 - 12 Ebd., S. 288.
 - 13 Bayerisches Hauptstaatsarchiv [BayHStA], Abtl. IV: Kriegsarchiv: AX 3, Bd. 21; Bayern erlangte nur von Privatpersonen gekaufte Pläne oder Nachbauten.
 - 14 Zu beachten ist, dass von Podewils – während er das Gutachten über das Zündnadelgewehr ausstellte – seine Konstruktion des gezogenen Vorderladers vollendete und dementsprechend wenig Interesse daran haben konnte, eine konkurrierende Alternative auf dem Markt zu haben.
 - 15 BayHStA, Abtl. IV: Kriegsarchiv: InspIngK 117, No 589, 29. März 1859; vgl. in diesem Beitrag den Abschnitt „Kommunikation.“
 - 16 Vgl.: BayHStA, Abtl. IV: Kriegsarchiv: InspIngK 537.
 - 17 Kopp, Walter: Das Gefecht von Bad Kissingen. Veitshöchheim 1968, S. 20.
 - 18 Ein ernster Kritikpunkt an der Haltung Hartmanns war, dass er die Uhrzeiten der einzelne Befehle hätte vergleichen und daraus schließen können, welcher Order nun Folge zu leisten sei.
 - 19 BayHStA, Abt IV.: InspIngK 537, 25. Juli 1866.
 - 20 Braun, Rainer: Bayern und seine Armee. München 1987, S. 234.
 - 21 Behm, Ernst: Die modernen Verkehrsmittel. Dampfschiffe, Eisenbahnen, Telegraphen. Gotha 1867, S. 30.
 - 22 Ecke, Ralf: Franken 1866: Versuch eines politischen Psychogramms. Nürnberg 1972, S. 29.
 - 23 BayHStA, Abtl. IV: Kriegsarchiv: B 839, Fasc II: Mobilmachung des Heeres 1866.
 - 24 Vgl.: Gemmingen von Massenbach, Franz: Ursachen und Wirkungen der bayerischen Kriegsführung im Feldzuge 1866. München 1866.
 - 25 Vgl.: Förster, Brix: Der Feldzug von 1866 in Südwest-Deutschland: militärisch-statistische Notizen; mit Benützung der Feldzugs-Acten der Bayer. Armee. München 1867, S. 4ff.

Dirk Kränzlein M.A. (geb. 1984 in Ellwangen) studierte bis 2012 Geschichte und Kulturgeographie an der Julius-Maximilians-Universität Würzburg. Seitdem schreibt er an seiner Dissertation im Fach Neuere und Neueste Geschichte bei Prof. Dr. Helmut Flachenecker über die „Die Rezeption und Adaption technischer Innovationen in der bayerischen Armee 1835–1866.“ Seine Anschrift lautet: Jägerstr. 2a, 97082 Würzburg, dirk.kraenzlein@stud-mail.uni-wuerzburg.de.

„Der Deutsche Krieg von 1866“ in Theodor Fontanes Berichten¹

Der vorliegende Beitrag thematisiert die sogenannten Kriegsbücher Theodor Fontanes, die Werke, in denen er die Geschichte der deutschen Einigungskriege thematisiert. Der Schwerpunkt liegt auf dem 1866er Kriegsbuch unter dem Titel *Der deutsche Krieg von 1866*, in dem auch die Kämpfe in Franken und in der Rhön geschildert werden. Der Autor versucht, den Ursprung jener militärhistorischen Werke darzustellen und dem Leser eine gewisse Entwicklung in Fontanes Kriegsberichterstattung vor Augen zu führen, indem auch auf die Unterschiede zwischen den einzelnen Kriegsbüchern hingewiesen wird, auch diejenigen, die politisch bedingt zu sein scheinen.

„Aber der Soldat muß gehorchen, er muß dahin gehen, wohin er geschickt wird durch höheren Befehl, sei es zum Siege, sei es zur Rückkehr.“²

Vorbemerkung

Die sogenannten Kriegsbücher, *Der Schleswig-Holsteinsche Krieg im Jahre 1864* (1866), *Der deutsche Krieg von 1866* (1870–1871) und *Der Krieg gegen Frankreich 1870–1871* (1873–1875), in denen die Geschichte der deutschen Einigungskriege geschildert wird, stellen ein wichtiges Kapitel im epischen Werk des ‚mittleren‘ Fontane dar. Sie bilden, neben den berühmten *Wanderungen durch die Mark Brandenburg*, die wichtigste Etappe auf

dem Wege des „märkischen Dichters“ vom Journalisten und Korrespondenten zum reifen Romancier. Seinerzeit zu Unrecht unterschätzt wurden diese Werke im Laufe der Fontane-Renaissance im ausgehenden 20. Jahrhundert wiederentdeckt und dienten als Thema einiger wissenschaftlicher Abhandlungen, von denen an erster Stelle die Arbeiten des englischen Germanisten John Osborne zu nennen sind.³ Auch der Autor des vorliegenden Beitrages befasste sich seinerzeit mit Fontanes militärhistorischen Arbeiten, und zwar in seiner 2005 verteidigten Dissertation und in einigen weiteren Abhandlungen.⁴ Jetzt, aus einer gewissen, mehr als elfjährigen Distanz, scheint es ihm geraten zu sein, einige in seinen Veröffentlichungen aufgestellte Thesen zu ergänzen bzw. sie ein wenig zu modifizieren, wozu die vorliegenden Skizze dienen soll.

Einleitung

Nach dem Ausbruch des Krieges gegen Dänemark im Jahre 1864 erhoffte sich Rudolf von Decker, Inhaber des offiziösen Verlages der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei (zu Berlin), einen stattlichen Gewinn durch die Veröffentlichung des sogenannten Generalstabswerks der preußischen Armee in seinem Verlag. Es handelte sich um einen offiziellen Bericht, der nach jedem Feldzug abzufassen war; in solch einem Werk gab es neben dem durchaus umfangreichen Textteil, in dem jedes kleinste Gefecht aufs Genaueste geschildert würde, auch

zahlreiche Karten, Pläne, Listen der beteiligten Truppen, Verlustlisten u.ä. Es würde sich also um ein ausgesprochen opulentes Buch handeln, das zusätzlich noch in einer riesengroßen Auflage erscheinen sollte, um in jeder Bibliothek des ‚militarisiereten‘ Königreiches Preußen zu finden zu sein – für einen Verleger wäre es also eine wahrhafte Goldader gewesen.

Den ersehnten Auftrag, das 1864er Generalsstabswerk herauszugeben, bekam aber nicht der durch seine Nähe zum königlichen Hof privilegierte und beinahe dazu vorbestimmte Decker’sche Verlag, sondern das ebenfalls und auf ähnliche Weise begünstigte Verlagshaus Ernst Siegfried Mittler und Sohn, das preußische und später deutsche Generalstabswerke bis in das 20. Jahrhundert hinein drucken sollte. Rudolf von Decker wollte aber keinesfalls darauf verzichten, mit dem neuen Krieg Geld zu verdienen und kam daher auf die Idee, ein Kriegsbuch herauszugeben, das nicht nur – wie das Generalstabswerk – für das Fachpublikum, sondern für breitere Kreise der Gesellschaft bestimmt wäre. Es sollte sich um eine Veröffentlichung handeln, die den Krieg auf anschauliche Weise auch dem Laien näherbrächte. Deswegen sollte das geplante Buch auch einige ‚nichtmilitärische‘ Passagen enthalten, wie z.B. Informationen über ‚Land und Leute‘, Anekdoten und weitere amüsante Geschichten; last, but not least sollte auch jeder gefallene Offizier beim Namen genannt und womöglich porträtiert werden, um dadurch Familien von verstorbenen Kriegern zum Erwerb eines Exemplars anzureizen.

Neben den genannten Bildnissen der verdienten Militärpersönchen sollte das geplante Werk auch weitere Abbildungen beinhalten, wie Schlachtenszenen, Landschaftsaufnahmen, Karten und ferner

die für das 19. Jahrhundert so typischen Verzierungen, Vignetten, Initialen usw. Mit der Aufgabe, die graphische Seite des Vorhabens zu sichern, wurde der für den Decker’schen Verlag regelmäßig wirkende Zeichner Ludwig Burger betraut.⁵ Von noch größerer Bedeutung war aber die Wahl des Schriftstellers, der auf eine anschauliche und fesselnde Weise vom Kriege berichten würde. Genau hier beginnt die Zusammenarbeit Rudolf von Deckers mit Theodor Fontane, der damals, noch lange vor seinem Debüt als Romancier (*Vor dem Sturm*, 1878), bei der Redaktion der stockkonservativen „Neuen Preußischen Zeitung“ (der sogenannten „Kreuz-Zeitung“) wirkte und schon zwei Bände seiner *Wanderungen durch die Mark Brandenburg* (1. *Die Grafschaft Ruppin* [1862] und 2. *Das Oderland* [1863]) als Buchausgabe im Verlag von Wilhelm Hertz veröffentlicht hatte. In diesen Werken befasste sich der ‚märkische Dichter‘ Fontane nicht nur mit der Geschichte und den Sehenswürdigkeiten dieser oder jener Lokalität, sondern vielmehr mit dem Schicksal von deren Besitzern bzw. Bewohnern.

Jene waren brandenburgische Junker, Vertreter der traditionsreichen Offiziersfamilien, die viele Generationen hindurch an zahlreichen Feldzügen und Schlachten beteiligt gewesen waren, und zwar nicht nur in der Mark Brandenburg (z.B. Fehrbellin, Zorndorf und Großbeeren), sondern auch weit weg von der Heimat (z.B. Warschau, Ofen [Buda] und Liegnitz). Bei der Darstellung der Lebensläufe von berühmten Vertretern der Familien von dem Knesebeck, von der Marwitz oder von Ziethen schilderte Fontane auch die großen Schlachten, an denen jene Krieger beteiligt waren – sozusagen am Rande.⁶ Diese Gefechtsbeschreibungen fand der Besitzer der Königlichen Geheimen Ober-



Abb. 1: Kriegerfriedhof in Chlum auf dem Schlachtfeld von Königgrätz. Photo: Jan Pacholski, 2013.

Hofbuchdruckerei besonders ansprechend und schlug dem ‚märkischen Dichter‘ vor, den Krieg gegen Dänemark auf eben diese Weise zu schildern. Fontane nahm den Auftrag an, und zwar nicht nur aus pekuniärem Grund. Der künftige *Effi Briest*-Autor interessierte sich schon seit seiner Kindheit in Neuruppin und Swinemünde für die militärhistorische Thematik, und jetzt fand er sich für diese Aufgabe auch berufen.⁷

Weder der Verleger noch der Schriftsteller, geschweige denn der Illustrator (Burger) konnten es erwarten, dass ihre Zusammenarbeit so lange dauern würde. Anstatt eines Feldzuges gab es, wie sich bald herausstellen sollte, drei große Kriege zu beschreiben. Es muss an dieser Stelle hervorgehoben werden, dass jene Kooperation nicht für alle Partner gleich gelungen

gewesen ist. Am günstigsten war sie für Rudolf von Decker, dessen Unternehmen davon profitierte; Fontane fand sich aber eher enttäuscht, und zwar sowohl rein finanziell als auch aufgrund der mangelnden Anerkennung bei der Leserschaft. Vor allem blieb Ludwig Burger nicht die ganze Zeit dabei: nach den Reibereien während der Arbeit an dem 1866er Kriegsbuch wünschte sich nämlich der ‚märkische Dichter‘, das letzte militärhistorische Werk grundsätzlich ohne Illustrationen zu gestalten (nur mit Karten und Plänen, aber ohne weitere Abbildungen). Offiziell gab er als entscheidenden Grund dafür an, dass er sich das letzte Kriegsbuch als eine rein literarische Produktion vorstelle. Doch die problematische Zusammenarbeit mit dem einstigen Tunnel-Freund könnte hier auch von Bedeutung sein.⁸

Anfang in Schleswig-Holstein

In seinem ersten militärgeschichtlichen Werk (*Der Schleswig-Holsteinsche Krieg im Jahre 1864* [1866]) suchte Theodor Fontane nach einer passenden Form, um einerseits der getreulichen Wiedergabe der historischen Tatsachen, andererseits einer spannenden Erzählweise gerecht zu werden. Der Stoff war einfach, im Grunde genommen rein chronologisch geordnet, auch weil der Verlauf des Feldzuges von 1864 verhältnismäßig unkompliziert war. Mit einer politischen Vorgeschichte des Konfliktes und mit der Schilderung von ‚Land und Leuten‘ Schleswigs und Holsteins wurde das Werk eröffnet, die Erstürmung der Düsspeler Schanzen stand im Zentrum des Berichts. Jenem Teil des ersten Kriegsbuchs scheint die damals schon ausgeprägte Vorliebe seines Autors zu theatralischem Aufbau zu entnehmen zu sein. Es ist kein Wunder, dass die militärliterarische Erzählung des künftigen Theaterkritikers der „Vossischen Zeitung“ einen markanten Höhe- und Wendepunkt haben musste.

Der genannte Punkt wurde zu einem militärischen Ereignis von epochaler Bedeutung hochstilisiert, und zwar ungetrübt dessen, dass es eigentlich weder strategisch noch taktisch sinnvoll war. Es war zwar immerhin ein spektakulärer Sieg von einer großen – wenn man so will – moralischen Bedeutung, was wiederum angesichts der unverhältnismäßig erheblichen Verlusten beim preußischen Heer problematisch erscheint. Von solchen Bedenken gibt es jedoch in Fontanes 1864er Kriegsbuch keine Spur. Erst im Alterswerk des *Effi Briest*-Autors, nämlich in seinem letzten zu Lebzeiten veröffentlichten Roman *Der Stechlin* tauchen einige kritische Andeutungen auf, auch wenn sie nicht di-

rekt ausgesprochen werden, sondern nur mittelbar durch die Aussagen der Romanfiguren zum Ausdruck kommen.

Durch einen kurzen Exkurs über den Krieg zur See wird das Schleswig-Holsteinische Werk abgerundet. In jenem ersten Kriegsbuch tauchen auch einige Anekdoten und amüsante Geschichten auf, am Rande werden auch einige Bedenken über den Krieg ausgesprochen. In seinem zweiten militärliterarischen Bericht erlaubte sich Fontane derartige ‚Ausrutscher‘ nicht mehr. Auch die Bebilderung des 1866er Kriegsbuches wurde wesentlich vervollkommen. Es gibt hier nicht nur schöne Initialen und Schlussvignetten, die nur ab und zu durch eine konkretere Illustration ergänzt werden, sondern mehrere Bilder, welche die Landschaft, den soldatischen Alltag und den Ernst des Kampfes darstellen. Ähnlich wie im ersten Kriegsbuch tauchen auch im 1866er zahlreiche Porträts auf. Was aber – zumal quantitativ – neu ist: Es gibt im zweiten Kriegsbericht viele große Schlachtszenen. Auch qualitativ zeigt sich beim zweiten Kriegsbuch eine neue Facette; es ist die genaue Verkoppelung der Erzählung mit den Bildern, und zwar derart, dass sich beide Teile gegenseitig aufs Vollkommenste ergänzen. Nicht umsonst taucht im 1866er militärliterarischen Buch der Graphiker Ludwig Burger gleich nach Fontane auf dem Titelblatt des Werkes als ebenbürtiger Autor auf.

Vollkommenheit in Böhmen

Die vorhin erwähnte ‚Multimedialität‘ ist nur ein Teil des Fortschrittes, der sich im Falle des Werkes *Der deutsche Krieg von 1866* (1870–1871) zeigt. Ohne Übertreibung kann man hier feststellen, dass selbst die Komplexität des Stoffes eine viel mehr raffinierte Strukturierung des

Werkes erzwungen hat. Im zweiten der Einigungskriege gab es zwei Feldzüge, die voneinander vollkommen getrennt verliefen. Es gab den preußischen Hauptfeldzug gegen Österreich und Sachsen, wo hauptsächlich das Gebiet Böhmens und Mährens die Rolle des Kriegsschauplatzes spielte, und den zweitrangigen Feldzug in West- und Mitteldeutschland, wo neben den Preußen auch deren Alliierte gegen Österreichs Verbündete kämpften. Diesem Zwiespalt entspricht auch die Teilung des 1866er Kriegsbuchs in zwei Bände: Bd. I. *Der Feldzug in Böhmen und Mähren* (Halbband 1: *Bis Königgrätz*, Halbband 2: *Königgrätz. Bis vor Wien*) und Bd. II. *Der Feldzug in West- und Mitteldeutschland*.

Allein schon der Umfang aller Teile verrät, dass der erste Band viel wesentlicher ist. Der mehr als siebenhundertseitige erste Band (erhältlich je nach der Auflage als Einzelband oder aus zwei Halbbänden bestehend) ist doppelt so umfangreich wie der zweite. Dem knapp dreihundertvierzigseitigen zweiten Teil des 1866er Kriegsbuches ist der vom Graphiker Ludwig Burger stammende separat paginierte sechsundfünfzigseitige Anhang *Die Denkmäler* beigefügt worden, wobei etwa die Hälfte hier die Monamente ausmachen, die zum böhmisch-mährischen Kriegsgebiet gehören.

Doch nicht nur der Umfang macht es aus! Im ersten (nennen wir ihn ‚den böhmischen‘) Band wird die wichtigste Schlacht bei Königgrätz dargestellt. Es war nicht nur die größte Schlacht des Feldzuges, sondern auch die größte des 19. Jahrhunderts, die an der Anzahl der auf einmal im Einsatz befindlichen Truppen sogar die Völkerschlacht bei Leipzig überragte. Auf dem Wege der preußischen Truppen aus dem okkupierten Gebiet Sachsens, aus Schlesien und der Grafschaft Glatz gab

es eine Reihe von weiteren berühmten Gefechten, Treffen bzw. Schlachten, wie Münchengrätz, Gitschin, Nachod, Skalitz, Schweinschädel, Trautenau, Alt- und Neu-Rognitz oder Königinhof (es sei an dieser Stelle bemerkt, dass Fontane sich hier ausschließlich des Begriffes „Treffen“ bedient, während er die Bezeichnung „Schlacht“ allein für Königgrätz reserviert; kleinere Kämpfe nennt er wie üblich „Gefecht“).

Der erste Teil des böhmischen Bandes stellt eben die Schilderung der genannten Treffen und Gefechte dar. Fontane musste dabei ein kompliziertes Raum- und Zeitverhältnis bewältigen, weil selbst auf dem böhmischen Kriegsschauplatz mehrere Kämpfe gleichzeitig ausgetragen wurden. Eine rein chronologische Erzählung wie im 1864er Kriegsbuch war hier also unmöglich. Der Autor begleitet also die einzelnen Heereskörper (ganze Armeen und die detachiert operierenden Armeecorps) auf ihren Wegen ins böhmische Land, während er ansonsten konsequent chronologisch über die Gefechte der jeweiligen Abteilung berichtet. Jene Beschreibungen der einzelnen Kämpfe erfolgen nach einem bestimmten, im Laufe der langen Arbeit an den Kriegsbüchern vervollkommenen Muster. In Einzelfällen gibt es zwar ab und zu einige Abweichungen von diesem Schema, eine allgemeingültige Struktur lässt sich hier aber eindeutig feststellen, die sogar in Bezug auf die große Schlacht bei Königgrätz ihre Anwendung findet – zumindest als ihre ausgedehnte und multiplizierte Spielart.

Das Schema

Die Schilderung jedes Treffens beginnt in der Regel – recht militärisch – mit der Aufgabe, die den am Gefecht beteiligten preußischen Truppen gestellt war. Gleich



Abb. 2: St. Annakapelle in Münchenglätz, Wallensteins Ruhestätte. Photo: Jan Pacholski, 2009.

danach wird meistens mitgeteilt oder zumindest angedeutet, dass die Aufgabe erfolgreich gelöst wurde, was wie eine schicksalhafte Vorbestimmung im antiken Drama wirken kann. Im nächsten Zug geht der Autor zur minutiosen Lokalitäts-schilderung über. Interessanterweise handelt es sich hier nicht nur um Beschreibungen etwa der strategisch wichtigen Höhenzüge bzw. einer diffizilen Stelle, wie eine gut geschützte Brücke, die es zu passieren galt, sondern auch um absolut friedliche, von der militärischen Thematik vollkommen unabhängige, längere Text-passagen, in denen die Schönheit der Landschaft und die Eigenart der lokalen Architektur geschildert werden.

Der ‚Wanderer durch die Mark‘, der den Kriegsschauplatz Böhmen persönlich durchstreifte,⁹ fand offensichtlich jene Landschaft besonders anziehend, wofür es

an mehreren Stellen im 1866er Kriegsbuch viele überzeugende Beweise gibt, wie z.B.: „An einem hellen Herbsttage in leichtem Gefährt hier die Straße entlang rollen, ist eine Lust für Auge und Herz, und die böhmische Landschaft, überall anmutig, erschließt hier ihren vollen Zauber, ihre ganze Eigenthümlichkeit. Wellig dehnt sich das Land, Waldparzellen schieben sich in bestellte Aecker und wiederum breite Kornfeldstreifen in Tannenholzung hinein, bläulich dämmert der Horizont und in den blauen Dämmer steigen Höhenzüge und Burgruinen auf, keine prächtiger als ‚Burg Trosky‘, die Ziska zertrümmerte und die, in Trümmern noch, auf Meilen hin das Land beherrscht.“¹⁰

Hervorgehoben sei hier noch, dass der künftige Theaterkritiker und große Schiller-Verehrer sich besonders durch die Stätten angesprochen fühlte, die mit der Geschichte Waldsteins, dem Vorbild für

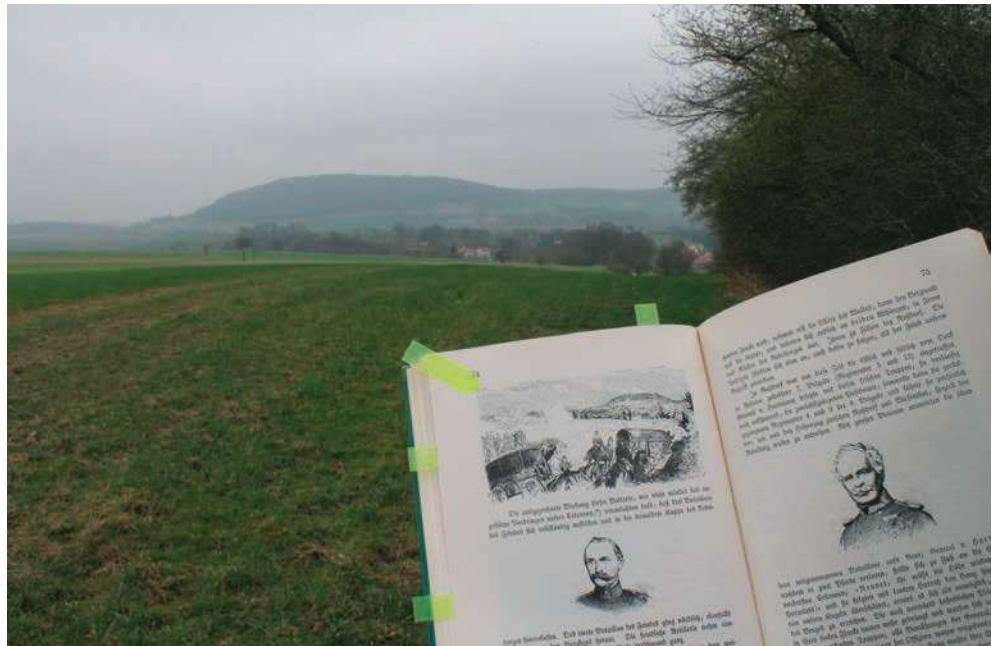


Abb. 3: Kampf am Nebelberg.

Photo: Jan Pacholski, 2012.

Schillers „Wallenstein“, verbunden waren. Womöglich ist dies auch der Grund, weshwegen es sich im Falle der umfangreichen Kapitel zu *Gitschin* und *Münchengrätz* um zwei der gelungensten Kriegsbücher-Passagen handelt.¹¹

Nach dem genannten ‚landeskundlichen‘ Teil kommt in jeder Gefechtsschilderung die Beschreibung der eigentlichen militärischen Handlung, die aufs Genaueste dargestellt wird. Fontane, der diesen Krieg nicht persönlich erlebt hatte, denn er besuchte Böhmen erst im August 1866 und später nochmals 1868, bediente sich einer Reihe von Berichten aus fremder Hand. Es waren vor allem Briefe der Offiziere, die meistens direkt nach dem Kriege als Broschüren veröffentlicht worden waren.¹² Der ‚märkische Dichter‘ integrierte jene Augenzeugenberichte in seinen eigenen Text, was an die durchaus

moderne Technik der Collage erinnert. Interessanterweise erlaubte er sich nicht selten weitgehende Eingriffe in fremde Textpassagen, wodurch er sie seinem eigenen Stil anpasste. Obwohl er meistens deutlich hervorhebt, dass aus dem Bericht eines Augenzeugen zitiert wird, wirkt die Erzählung in den meisten Fällen natürlich und ‚nahtlos‘.

Hektik in West- und Mitteldeutschland?

Der nach dem oben dargestellten Schema ausgeführte Bericht vom böhmischen Feldzug, der auch die imposante Schilderung der Schlacht bei Königgrätz enthält, erschien 1870, als das Königreich Preußen, zusammen mit seinen Verbündeten, in einen neuen Krieg, diesmal gegen Frankreich, verwickelt war. Fontane wur-

de beauftragt, das Werk *Der Krieg gegen Frankreich* vorzubereiten. Er besuchte den französischen Kriegsschauplatz im Oktober 1870, was in Domremy mit seiner Gefangennahme unter Spionage-Verdacht endete; erst nach Bismarcks Vermittlung wurde er freigelassen.¹³

Der Verleger von Decker erwartete von dem Dichter, dass das vorherige Buch schnell abgeschlossen werden sollte. Der erste (böhmische) Band erschien 1870 – im gleichen Jahr, in dem der neue Krieg begann! Es blieb aber noch übrig, den zweiten Band fertigzustellen, in dem der Feldzug in West- und Mitteldeutschland zu schildern war (dies geschah dann erst 1871). Den erhaltenen Briefen Fontanes an Illustrator Ludwig Burger ist es zu entnehmen, dass der *Wanderungen*-Autor mit seinem Text eher fertig war als der Graphiker mit seinen Bildern. Schon Ende 1868, nach dem zweiten Böhmen-Aufenthalt Fontanes, zeigte sich in seinem Brief an Burger eine gewisse Nervosität: „*Und nun noch eins. Bitte von ganzem Herzen, trennesten Burger, dehnen Sie die Geschichte nicht weiter aus, machen Sie Schicht, ziehen Sie Strich, Grenze, wir kommen sonst aus der Unruhe nicht heraus.*“¹⁴

Noch deutlicher ist sie in einem weiteren Brief zu spüren, der im Mai 1869 entstand: „*Sie haben gewiß in vielen Stücken Recht, aber eines kann ich doch nicht gelten lassen. Ich bin an einer Verzögerung absolut unschuldig. [...] Ende Oktober v.J. war ich mit dem ganzen M.S. fertig und die 6½ Monate die seitdem vergangen sind, hab ich lediglich an die Korrektur des M.S. gesetzt.*“¹⁵

Aus dem Brief geht eindeutig hervor, dass Ende Oktober 1868 das Fontane'sche Manuskript fertig war. Ob es sich um das ganze Werk oder lediglich um den ersten (böhmischen) Band handelte, sei dahin-

gestellt. Abgesehen von dieser Frage wird allerdings klar, dass sich der vielleicht allzu pedantische Illustrator als Hemmschuh erwies. Wenn man dabei bedenkt, dass Burger lediglich Bleistiftskizzen lieferte, die dann erst von dem mit dem Decker'schen Verlag zusammenarbeitenden Holzstecher ausgeführt wurden, was natürlich wiederum viel Zeit in Anspruch nahm, wird einem sofort die prekäre Lage klar.

Es muss hier allerdings doch ein Wort zur Burgers Verteidigung gesagt werden. Im zweiten (nennen wir ihn ‚deutschen‘) Band des 1866er Kriegsbuches erreicht das Bildwerk ein bis dahin nie dagewesenes Niveau. Neben den üblichen Initialen und Vignetten, den seit dem ersten Band des Werkes bekannten größeren und kleineren Schlachtszenen und den von Anfang an präsenten Porträts, tauchen nun interessante Tafeln auf, auf denen die Uniformierung der kämpfenden Truppen sehr genau dargestellt wird, und zwar sowohl der preußischen als auch der feindlichen. Auch die anfangs genannten Initialen und Vignetten bekommen einen neuen Charakter. Früher waren sie meistens mit banaler Symbolik, wie z.B. den kämpfenden Wappentieren, überladen; im zweiten (deutschen) Band des 1866er Kriegsbuches gibt es realistischere Darstellungen. Es sind nicht nur einfache Genreszenen aus dem Soldatenleben, sondern auch manchmal verhältnismäßig drastische Bilder der Schlachtfelder nach dem Kampf, die früher in derartigen Werken nicht zu finden gewesen waren. War dies ein Einfluss Adolf von Menzels, seiner Skizzen der verwundeten Soldaten und des bald aufkommenden Naturalismus?

Zu betonen ist hier noch eine weitere Leistung Burgers, und zwar die Zusammenstellung eines durchaus interessanten Anhangs am Ende des zweiten Bandes



Abb. 4: Denkmal auf dem Friedhof in Dermbach.
Photo: Jan Pacholski, 2012.

des 1866er Kriegsbuchs. Es ist der bereits erwähnte Anhang *Die Denkmäler*, der sogar auf dem Titelblatt des Bandes angekündigt wird. Der separat paginierte Teil beinhaltet fast achtzig Bilder der meistens bis heute erhaltenen Kriegerdenkmäler in Böhmen und Deutschland, die dank der Burger'schen Darstellung und Beschreibung vor Ort leicht zu identifizieren sind. Neben den Skizzen finden sich auch sehr genaue Angaben zur Lage der geschilderten Monuments. In lateinischer Schrift werden die auf den Sockeln angebrachten Inschriften wiedergegeben, was besonders für die böhmischen Denkmäler von Bedeutung ist, weil sie – sonst bis heute vorzüglich gepflegt – sehr oft mit den neuen, tschechischen Inschriften versehen wor-

den sind. Auf Seite 45 des Anhanges wird das nicht mehr existierende „*Denkmal den Gefallenen des V. Armeecorps – errichtet in Posen*“ abgebildet, was einen besonderen Wert hat. Dem auf Oktober 1870 datierten Kommentar des Graphikers ist folgendes zu entnehmen: „*Der Zeichner der Illustrationen dieses Buches hat versucht, in nachfolgender Reihe, so weit als erreichbar, die hervorragendsten Grabmäler, preußische sowohl als die ehemaliger Waffengegner, sofern sie Gefallenen einzelner Truppentheile oder ausgezeichneten Führern gelten, vorzuführen. Größtentheils sind diese Monuments an Ort und Stelle nach der Natur gezeichnet, andere nach Photographien. Für die Denkmäler am Main, namentlich derer bei Roßbrunn und auf dem Kirchhof von Uettingen, sind die ausgezeichneten Photographien von C. Hoffmann, Großherzoglichen sächsischen Hof-Photographen in Erfurt, maßgebende Originale gewesen. Bei den österreichischen Denkmälern in Böhmen herrscht die Obelisenform sehr vor, so daß aus diesem Grunde, um Monotonie zu vermeiden, von der Abbildung vieler derselben, z. B. des Denkmals des K.K. 29. Feldjäger-Bataillons auf dem Muskyberge bei Münchengrätz, des auf der Höhe von Horenowes errichteten und anderer, Abstand genommen werden mußte.*“¹⁶

Beispiel der Gefechte bei Dermbach

Wo man im Burger'schen Teil des gemeinsamen Werkes eine Leistung hervorheben muss, kann man wohl Fontanes geringeres Engagement feststellen. Sehr deutlich zeigt dies das Kapitel *Die Gefechte bei Dermbach* und die weiteren Passagen, in denen die Überschreitung der Rhön durch die preußische Armee – auch die kühne Eskapade durch das Gebirge der hohen Rhön – geschildert wird.

Wenn man bedenkt, dass die trefflichen und lebendigen Schilderungen Böhmens auf Fontanes höchstpersönlichem Besuch basierten, stellt man sich sofort die Frage, ob der Dichter auch der Rhön die Ehre einer Visite erwiesen habe, was allerdings verneint werden muss. Abgesehen von einem Besuch in Meinigen und dem ausgesprochen kurzen Aufenthalt von 28. bis 31. August 1867 in Bad Kissingen blieb diese Gegend für Fontane damals unerschlossen.¹⁷ Dies spiegelt sich leider in den entsprechenden Kapiteln des zweiten Bandes des vorletzten militärhistorischen Werkes Fontanes wider. Es fehlen die so reizenden Landschaftsschilderungen, dank derer der böhmische Teil des 1866er Kriegsbuches auch für militärisch uninteressierte Leser attraktiv bleibt. Von der überzeugenden Schilderung des Lokalkolorits ist keine Spur, selbst die würdigen Architekturnomamente der Stadt Fulda bleiben unerwähnt. Lediglich eine Burger'sche Illustration, welche die untere Hälfte der Seite 88 einnimmt, stellt eine soldatische Genreszene vor dem Fuldaer Paulustor dar, im Hintergrund ragt ein barocker Turm des Domes empor.

Ein wenig lebhafter scheint die Schilderung des kühnen Überganges durch die Berge der hohen Rhön zu sein: „*Den ungleich beschwerlicheren Marsch hatten die beiden andern Divisionen [Goeben], um so beschwerlicher, als mit Rücksicht auf die äußerste Armuth der Gegenden, die man, bis Brückenau hin, zu passieren hatte, die Mitführung eines 3tägigen Verpflegungsbedarfes angeordnet war. Der Troß, die Wagencolumnen, die folgten, waren endlos. Dazu führte die Chaussee, statt, wie andern Orts, die Höhen in Zickzacklinien zu umgehen, geradlinig über die Berge hinweg, über Berge, die zum Theil so steil sind, daß, bei schlechtem Wetter, selbst leeres Fuhrwerk, das hier*



Abb. 5: Detail des Denkmals am Wege von Bad Kissingen nach Nüdingen.

Photo: Jan Pacholski, 2012.

*des Weges kommt, sich des Vorspanns zu bedienen pflegt. Anhaltender Regen hatte diese Wege jetzt beinah grundlos gemacht. Und unsre Artillerie mußte doch drüber hinweg! Pferde und Mannschaften litten schwer. Man erreichte, nach Anstrengungen, wie sie während des ganzen Feldzuges nicht übertragen wurden, spät Abends die Ortschaften Motten und Kothen. Elende Gebirgsdörfer. Kaum daß die Truppen ein Unterkommen fanden; an Verpflegung war nicht zu denken; die Bauern hatten nichts, die Traincolonnen waren noch nicht heran; ein hungriger Abend schloß den strapaziösen Tag.*¹⁸

Die Schilderung der eigentlichen Gefechte bei Dermbach erfolgt nach dem bekannten Muster. Lediglich die ‚landeskundliche‘ Einführung über ‚Land und Leute‘ fiel vollkommen weg. Die Darstellung der militärischen Handlung unter-

scheidet sich in ihrem Charakter von den Vorbildern aus dem ersten (böhmischen) Band kaum. Es gibt hier allerdings doch einen kleinen Unterschied und zwar wiederum zu Ungunsten der Rhöner Passage. Der auf der Seite 77 beginnende Brief eines Augenzeugen („eines 55ers vom Bataillon Böcking“¹⁹) wird kaum in den Fontanéschen Text integriert. Er wird bloß zitiert, quasi am Ende des Berichtes aufgeklebt, ohne dass sich der Dichter bemüht, ihn mindestens durch einen trefflichen Kommentar abzurunden. Wenn man dies etwa mit der lebhaften Schilderung des Überganges über den Muskyberg bei Münchengrätz vergleicht, wo Fontane mit seiner Feder Zychlinskis Bericht durchaus gekonnt moderiert, erscheint der Rhöner Teil des 1866er Kriegsbuches weniger anziehend.²⁰

Die Panik bei Hünfeld und bei Gersfeld

Die Ursache dieses Sachverhaltes liegt womöglich nicht nur im rascheren Tempo, in dem Fontane am zweiten Teil seines 1866er Kriegsbuches gearbeitet hat. Es gab noch einen Grund, der sich in der von Burger verwendeten Formulierung „die ehemaliger Waffengegner“²¹ ankündigte. Im Oktober 1870, als der Graphiker seinen Anhang über die Denkmäler fertigstellte, erlebte Fontane sein gefährliches Abenteuer in Frankreich. Zu gleicher Zeit waren die einstigen Gegner von 1866 (Bayern, Sachsen, Hannoveraner und einige weitere deutsche Kleinstaaten) Verbündete Preußens im Krieg gegen den westlichen „Erbfeind“.

Aber über Alliierte darf man nicht schlecht reden! Dies zeigt am deutlichsten der Bericht über die Panik bei Hünfeld und bei Gersfeld.²² Fontane war immer

dazu geneigt, die Gegner Preußens auf eine durchaus faire Weise zu schildern – manchmal **zu** fair, sagten ihm manche seiner Zeitgenossen nach – selbst sein eigener Sohn, der die Militärlaufbahn eingeschlagen hatte. Im Kapitel über die Panik, welche in bayerischen Reihen ohne eine wirkliche Ursache ausbrach, formuliert der „märkische Dichter“ besonders vorsichtig. Es scheint sogar, dass er den ganzen Vorfall zu verharmlosen sucht. Während er den Abschnitt über *die Panik bei Hünfeld* eröffnet, beginnt er einen Satz mit einer kategorisierenden Feststellung, die zum sonstigen Charakter der Kriegsbücher kaum passt: „*Ehe wir zu einer Schilderung dieser wundersamen, psychologisch höchst interessanten Vorgänge übergehn ...*“²³

Über die Panik bei Gersfeld berichtet Fontane wie folgt: „*Was es war, weiß Niemand zu sagen; ob ein Karabiner losging, ob Wilddiebe einen blinden Lärm machten, oder ob die Baiern, sich gegenseitig für Feinde haltend, auf einander los feuerten, gleichviel, es wurde geschossen und der Knall, durch das Echo verstärkt, hallte in der Waldschlucht wieder. „Die Preußen! Verrath!“ und auf den müd und matt gerittenen Pferden begann das neue Jagen; hierhin, dorthin, einzeln und in Trupps, stob es wie eine wilde Jagd über die waldbestandene Haide.*“²⁴

Das vorher genannte Gefecht bei Dermbach, dessen Schilderung das Motto zur vorliegenden Skizze entnommen wurde, wurde durch das Eintreffen eines Befehls unterbrochen: „*Schon schickten sie sich an, in Ausnutzung des Erfolges gegen Rosdorff selbst vorzudringen, als erneuter und bestimmter Befehl eintraf, Halt zu machen und das Gefecht abbrechend, auf Dermbach zurückzugehn. [...] Mit schlecht verhehltem Unmut gehorchten die Bataillone, die sich verbissen hatten und das Ziel ihrer Anstrengung vor sich liegen sahen. Aber – sie*

gehorchten²⁵ [...] Aber der Soldat muß gehorchen, er muß dahin gehen, wohin er geschickt wird durch höheren Befehl, sei es zum Siege, sei es zur Rückkehr.“²⁶

Ähnlich fühlte sich womöglich auch Fontane, indem er seine frühere, ein wenig schärfere Poetik der Kriegsdarstellung aus Rücksicht auf die 1870 mit Preußen verbündeten Bayern zähmte. Oder war es nur eines der ersten Zeichen der Müdigkeit und Erschöpfung nach der damals schon etwa sechsjährigen Beschäftigung mit dem militärhistorischen Sujet, die womöglich durch die traumatischen Erlebnisse der französischen Gefangenschaft vertieft wurden?

Das letzte (französische) Kriegsbuch Fontanes stellt teilweise eine andere Gattung dar. Es wird nicht mehr illustriert, auch die Erzählweise verändert sich ein wenig. Die beiden ersten militärisch-historischen Werke des späteren *Effi Briest*-Autors weisen eine deutliche Entwicklung auf: von dem zunächst weniger gelungenen Werk *Der Schleswig-Holsteinsche Krieg im Jahre 1864* bis zu einem gewissen Höhepunkt im *Königgrätz*-Kapitel des Buches *Der deutsche Krieg von 1866*. Nach dem Höhe- und Wendepunkt auf dem Schlachtfeld zwischen Sadowa und Chlum am 3. Juli 1866 beginnt die abfallende Handlung, die mit dem resigna-

tiven Ton des Alterswerkes *Stechlin* abgeschlossen wird, mit jenem reifen Roman, in dem die kriegshistorische Thematik wie ein Schatten, quasi dem Abbild der Jahre 1864 bis 1871 präsent ist.

Jan Pacholski, geb. 1973 in Breslau (Wrocław/Polen), ist wiss. Mitarbeiter am Germanistischen Institut der Universität Breslau und wurde über Theodor Fontanes Kriegsberichterstattung promoviert; zahlreiche Veröffentlichungen in deutschen, polnischen, holländischen und tschechischen wiss. Zeitschriften und Konferenzbänden, Mitherausgeber von vier Sammelbänden und Autor von zwei Monographien; Forschungsschwerpunkte: poetischer Realismus (vor allem Theodor Fontane und Adalbert Stifter), Literatur und Kultur Schlesiens und dessen Nachbarländern (Böhmen, Mähren, die Ober- und Niederlausitz), Reiseliteratur um 1800, Gebirgsmotive im deutschsprachigen Schrifttum, Kulturgeschichte des Riesengebirges. Seine Anschrift lautet: Germanistisches Institut der Universität Breslau/Wrocław, pl. Biskupa Nankiera 15 b, 50-140 Wrocław, Polen, E-Mail: pacholskij@gmail.com.

Anmerkungen:

- Der vorliegende Beitrag ist eine modifizierte Fassung der bereits veröffentlichten Studie: Pacholski, Jan: Mit Theodor Fontane (und den preußischen Truppen) durch die Rhön, in: *Germanica Wratislaviensis* 137 (2013), S. 47–64.
- Fontane, Theodor: *Der deutsche Krieg von 1866*, Berlin 1870–1871. Bd. II. [Der Feldzug in West- und Mitteldeutschland] 1871, S. 80.
- Beiträge: Osborne, John: Theodor Fontane und die Mobilmachung der Kultur: Der Krieg gegen Frankreich 1870–71, in: *Fontane-Blätter* 37

(1984), S. 421–435. – Ders.: Le Bourget, oder die Garde nach St. Privat: zu Fontanes „Der Krieg gegen die Republik“, in: *Fontane-Blätter* 58 (1994), S. 138–154. – Ders.: „Ja, vierundsechzig, Kinder, da fing es an“: zu Theodor Fontanes „Der Schleswig-Holsteinsche Krieg im Jahre 1864“, in: *Germanisch-romanische Monatsschrift* 46/4 (1996), S. 439–449. – Ders.: Autobiographisches als Nebenprodukt zu Fontanes Kriegsbüchern, in: *Fontane-Blätter* 65–66 (1998), S. 234–245. – Ders.: Aus Schottland und

- Frankreich, in: *Fontane-Blätter* 75 (2003), S. 42–63. Buchveröffentlichungen: Ders.: *Theodor Fontane: vor den Romanen: Krieg und Kunst*. Göttingen 1999. – Ders.: *Die Kriegsbücher*, in: Grawe, Christian / Nürnberger, Helmuth (Hrsg.): *Fontane-Handbuch*. Stuttgart 2000.
- 4 Beiträge (Auswahl): Pacholski, Jan: An der Katzbach, bei Königgrätz – historische Landschaften in den „Wanderungen...“ und Kriegsbüchern, in: Delf von Wolzogen, Hanna (Hrsg.): „Geschichte und Geschichten aus der Mark Brandenburg“. Fontanes „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“ im Kontext der europäischen Reiseliteratur. Würzburg 2003, S. 303–324. – Ders.: Horsitz, oder wie Fontane durch die „böhmischen Dörfer“ reiste, in: *Orbis Lingularum* 23 (2003), S. 143–154. – Ders.: Von den Düppeler Schanzen bis nach Königgrätz – auf den Spuren einer Entwicklung in Fontanes Kriegsberichterstattung, in: *Germanistische Studien* 2 (2004), S. 2–12. Dissertation: Ders.: Das ganze Schlachtfeld – ein zauberhaftes Schauspiel. Theodor Fontane als Kriegsberichterstatter. Wrocław–Görlitz 2005.
- 5 Mehr zur Gestalt und Wirkung des genannten Graphikers s. Pacholski, Jan: Ludwig Burgers Nachlass in den Sammlungen des Nationalmuseums zu Breslau, in: *Fontane-Blätter* 73 (2002), S. 134–147.
- 6 Vgl. z.B. Fontane, Theodor: *Wanderungen durch die Mark Brandenburg*. Erster Band. Die Grafschaft Ruppin, in: *NFA [Nymphenburger Fontane-Ausgabe]* – Ders.: *Sämtliche Werke*. Hrsg. von Gross, Edgar / Schreinert, Kurt u.a. München 1959–1975] IX. 1960, S. 38ff.
- 7 Vgl. Neitzel, Sönke: *Die Kriegsbücher Fontanes*, in: Heidenreich, Bernd / Kroll, Frank-Lothar (Hrsg.): *Theodor Fontane – Dichter der Deutschen Einheit*. Berlin 2003, S. 121.
- 8 Ludwig Burger war – ähnlich wie Theodor Fontane – Mitglied im Berliner Sonntagsverein „Tunnel über der Spree“.
- 9 Fontane besuchte Böhmen zweimal; über seine erste und längere Reise im Sommer 1866 notierte er in seinem Tagebuch: „Mitte August trete ich mit Freund Scherz eine Reise nach Böhmen an. Wir gehen über Dresden [16. Aug.] und Prag [17.–18. Aug.]. In Prag treffen wir Herrn v. Rohr vom Leib-Regiment. Dieser erhält Urlaub und schließt sich uns an. Wir reisen über Brandeis, Benatek, Jung-Bunzlau bis Münchengrätz, besuchen dann die Gefechtsfelder von Podoll, Podkost, Sobotka, Lochow, Gitschin, zuletzt über Horsitz das große Schlachtfeld von Königgrätz. In Pardubitz trennt sich Herr v. Rohr von uns und kehrt nach Prag zu seinem Regiment zurück. Wir reisen anderer Tags, in Gesellschaft von Herrn v. Wechmar (der Commandeur der Stabswache von General Steinmetz) über Görlitz nach Berlin zurück.“ – Fontane, Theodor: *Tagebücher*, in: GBA [Große Brandenburger Ausgabe – Ders.: *Sämtliche Werke*. Hrsg. von Erler, Gotthard. Berlin–Weimar 1994–2002] *Tage- und Reisetagebücher*. Bd. 2. [Tagebücher 1866–1882, 1884–1898] 2. Aufl. 1995, S. 17. Hervorhebung von Fontane; der zweite, deutlich kürzere Aufenthalt fand am Ende seiner ersten schlesischen Sommerfrische in Erdmannsdorf im Hirschberger Tal im Spätsommer 1868 statt; dem Tagebuch ist zu entnehmen: „...am andern Tag nach Böhmen hinein und Trautnau, Nachod, Skalitz, Burkersdorf und Alt Ragnitz-Rudersdorf [sic!] besucht.“ – Ebd., S. 32. Als Ergebnis von Fontanes erster Reise nach Böhmen gibt es einen Zyklus von elf Reisebriefen, die im September und Oktober 1866 im „*Berliner Fremden- und Anzeigeblatt*“ (dem sogenannten „*Deckerschen Fremdenblatt*“) veröffentlicht worden sind; einige dieser Beiträge haben dem Dichter später als Vorlage bzw. Urfassung für die jeweiligen Kriegsbuch-Kapitel gedient; die Buchfassung: Fontane, Theodor: *Reisebriefe vom Kriegsschauplatz Böhmen 1866*. Hrsg. von Andree, Christian. Frankfurt a.M.–Berlin–Wien 1973.
- 10 Fontane, Theodor: *Der deutsche Krieg von 1866*. Berlin 1870–1871. Bd. I. [Der Feldzug in Böhmen und Mähren] 1870, S. 190. Ein weiteres Beispiel hierfür wäre das ganze Kapitel *Das Isergebiet. Land und Leute*, ebd., S. 97–101.
- 11 Ebd., S. 164–183 [Münchengrätz] u. S. 209–246 [Gitschin].
- 12 Z.B. Zychlin von Zychlinski, Friedrich Heinrich Franz Szeliga: Antheil des 2. Magdeburgischen Infanterie-Regiments № 27 an dem Gefecht bei Münchengrätz am 28. Juni 1866 und an der Schlacht von Königgrätz am 3. Juli 1866. Halle a.S. 1866.
- 13 „Ein Jahr später, am 5. Oktober 1870, war Fontane bei der Bereisung des Kriegsschauplatzes in Frankreich gelegentlich eines Besuches der *Jean-d'Arc*-Stätten in Domremy von Freischärlern als Spion festgenommen, aber durch das Divisions-Kriegsgericht in Besançon völlig freigesprochen worden. Trotzdem hatte der Kriegsminister der

Republik Léon Gambetta entschieden, ‚daß es in Erwägung meiner vielen Beziehungen zu Militärs geraten sei, mich bis zum Schluß des Krieges als Prisonnier de Guerre im Lande zu behalten‘. Auf eine Intervention des Besançonner Erzbischofs Césaire Mathieu wurde Fontane in der Kriegsgefangenschaft auf der Festung Oléron, ‚comme officier supérieur‘ behandelt. Seine Freilassung Ende November 1870 erfolgte auf Grund einer Repressivmaßnahme des Kriegsministers von Roos und einer durch den Grafen Bismarck herbeigeführten Intervention des amerikanischen Gesandten Washburne. In der offiziellen Note Bismarcks an Washburne vom 29. Oktober 1870 wurde Fontane als ‚well known historian‘ bezeichnet. Fontanes im Verlag des Berliner Hofbuchdruckers Rudolf von Decker erschienene Werke über die Kriege von 1864, 1866 und 1870/71 wurden neben den offiziellen Publikationen des preußischen Generalstabs und der einzelnen Truppen- teile als halboffiziöse Darstellungen angesehen, zumal sie vereinzelt durch bekannte militärische Schriftsteller angezeigt wurden.“ – Fricke, Hermann: Theodor Fontanes „Der deutsche Krieg 1866“ und seine militärgeschichtlichen Helfer. Mit unbekannten Briefen von und an Theodor Fontane, in: Jahrbuch für die Geschichte Mittel- und Ostdeutschlands“ 15 (1966), S. 203f.

- 14 Fontanes Brief an Burger vom 3.12.1868, in: Fontane, Theodor: Briefe an den Verleger Rudolf von Decker. Hrsg. von Hettche, Walter. Heidelberg 1988, S. 94.
- 15 Fontanes Brief an Burger vom 16.05.1869: ebd., S. 126. Hervorhebung von Fontane.
- 16 Burger, Ludwig: Anhang. Die Denkmäler, in: Fontane: Der deutsche Krieg (wie Anm. 2), S. 3 des separat paginierten Anhangs am Ende des Bandes; Hervorhebung von Burger.
- 17 Später kam Fontane mehrmals nach Bad Kissingen, und zwar zweimal zur Kur (27.06.– 06.08.1889 u. 16.06.–15.07.1890) u. das dritte Mal 03.06.–30.06.1891; es handelt sich allerding um die Zeit **nach** der Entstehung des 1866er Kriegsbuches, welche für die vorliegende Studie irrelevant ist.
- 18 Fontane: Der deutsche Krieg (wie Anm. 2), S. 91.
- 19 Ebd., S. 77.
- 20 Vgl. ebd., Bd. I, S. 177–180.
- 21 Burger: Denkmäler (wie Anm. 16).
- 22 Fontane: Der deutsche Krieg (wie Anm. 2), Bd. II, S. 82–86. Kapitel *Hünfeld. Gersfeld*.
- 23 Ebd., S. 82.
- 24 Ebd., S. 85.
- 25 Ebd., S. 76. Hervorhebungen von Fontane.
- 26 Ebd., S. 80.

Hermann Rumschöttel

Wie ein Phönix aus der Asche: Die Geburt einer neuen bayerischen Armee nach dem Krieg von 1866¹

Die Niederlage der bayerischen Armee im Krieg von 1866 setzte einen politischen und militärischen Reformprozess in Gang, der in kurzer Zeit das Heer des Königreichs vollkommen umgestaltete. Dabei wurden ältere bayerische Pläne, preußische Muster und neue, in München entwickelte Ideen kombiniert. Die bayerische Armee entwickelte sich rasch zu einem angesehenen Teil der Armee des Deutschen Reiches mit eigenem Charakter.

Der Fränkische Kurier schrieb am 8. Februar 1869: „*Die Armee kann mit großer Befriedigung auf das vergangene Jahr zurückblicken. Wir haben eine wirkliche Armee, nicht eine solche auf dem Papier oder in der Registratur des Kriegsministeriums; wir haben eine Armee von Fleisch und Blut, von Kopf und Herz; sie ist keine Steuer, kein Blutzehnt mehr, den nur der Arme leisten muß; der Arme wie der Reiche, der Hohe wie der Niedere, der Gebildete wie der Ungebildete stehen in ihr Arm in Arm.*“²



Abb.: Kriegsminister Sigmund Freiherr von Pranckh (1821–1888). Photo: Gemeinfrei.

Zweieinhalb Jahr zuvor, im September 1866, hatte sich Prinz Karl in einem Bericht an König Ludwig II. ausführlich zum inneren Zustand der bayerischen Armee geäußert.³ Dieser sei durch einen Mangel an Disziplin und durch fehlende Führungsfähigkeiten gekennzeichnet. „Von einem freudigen Mut in der Mitte von Gefahren und Strapazen, von einer enthusiastischen Hingebung hervorgerufen durch Vaterlandsliebe und Anhänglichkeit an den Kriegsherrn war wenig zu sehen, dagegen viel Weichheit, Schlaffheit und Tatenlosigkeit.“⁴ Etwa gleichzeitig hatten in eigenen Stellungnahmen Prinz Luitpold die disziplinarischen Probleme und Generalquartiermeister Graf von Bothmer die Schwerfälligkeit der Mobilmachung und die unzeitgemäße Heeresorganisation beklagt.

Das auf einen Krieg nicht vorbereitete bayerische Heer war dem geschulten Gegner des Jahres 1866 deutlich unterlegen,

aus Organisation war schon bald nach der Mobilmachung Desorganisation geworden, und viele der in den Jahren vorher von hohen Offizieren wie Karl von Baur, Karl Theodor Fürst von Thurn und Taxis, Klemens von Raglovich, Ludwig Freiherr von der Tann oder Anton von der Mark prophezeiten Katastrophenszenarien waren Wirklichkeit geworden. Die bayerische Armee kehrte – mit militärischer Optik gesehen – in Unehren aus dem Krieg zurück.

Nur drei Jahre später hatten sich die Dinge so verändert, dass der König dem Kriegsminister Sigmund Freiherr von Pranckh anlässlich dessen Ernennung zum Reichsrat in einem Handschreiben am 7. Mai 1868 mitteilte: „Als ich Sie an die Spitze des Kriegsministeriums berufen habe, haben Ihre langjährigen Erfahrungen, Ihre Dienstestreue und Ihre hervorragenden Fachkenntnisse meinen Entschluß geleitet. Sie haben während Ihrer Amtsführung meinen Erwartungen durchaus entsprochen; die Energie und Gewandtheit mit der Sie die schwierige Aufgabe der neuen Armeeorganisation lösten, und Ihre feste patriotische Haltung finden meine ungeteilte Billigung.“⁵

Maximilian Leyh, der nach dem Ersten Weltkrieg lange Jahre an der Spitze des Kriegsarchivs in München stand und dem wir eine solide Darstellung der Heeresreform nach 1866 verdanken, formulierte im Jahr 1923: „Bis ins innerste Mark hatte die Reform die Armee erschüttert, und tief mußte in die deckende Aschenschicht hineingegriffen werden, um den im langen Frieden erstickten kriegerischen Geist des bayerischen Volkes wieder anzufachen und zu heller Glut zu wecken.“⁶

Kriegsminister Freiherr von Pranckh hatte vor Beginn des Deutsch-Französischen Krieges im Juli 1870 vor der Kammer der Reichsräte versprochen: „Wie die Würfel fallen werden, das freilich kann nicht

*vorausgesagt werden; aber das Eine sage ich Ihnen voraus: Mag der Krieg und das Geschick gehen wie es will, dafür stehe ich ein, die bayerische Armee wird mit Ehren aus dem Kriege zurückkehren.*⁷

Die tief greifenden militärischen Veränderungen in Bayern nach dem Krieg von 1866 werden in ihrer Tragweite dann besonders deutlich, wenn man sie in den Zusammenhang der Heeresentwicklung im 19. Jahrhundert stellt. Diese Entwicklung war ja keineswegs ein ständiger Niedergang gewesen, sondern hatte durchaus Phasen, an die man im Sinne einer positiven Tradition ab 1867 anknüpfen konnte und auch anknüpfte.⁸

So gehörte zu den innerbayerischen Umgestaltungsmaßnahmen der frühen Montgelaszeit auch die Modernisierung der Armee. Einer der wichtigsten militärischen Berater des Kurfürsten und Königs war der 1755 geborene General Johann Nepomuk von Triva, von 1804 bis 1822 de facto bayerischer Kriegsminister, auch wenn das Ministerium selbst erst 1808 gegründet und Triva erst 1814 offiziell zu dessen Leiter ernannt wurde.⁹

Bayerns politische Erfolge, die erheblichen Gebietsgewinne, die Erhebung zum Königreich, der deutliche Souveränitätszuwachs im Inneren gerade auch in der Rheinbundzeit nach 1806 beruhten zu einem wesentlichen Teil auf dem neu aufgebauten Heer, das sowohl die Gegner als auch die Verbündeten als machtpolitischen Faktor anerkannten. Nicht nur aus finanziellen Gründen wurden die militärischen Reformen unter den folgenden Königen unterbrochen, wenn auch das Bild einer sich erst nach der Niederlage Bayerns im Deutsch-Deutschen Krieg von 1866 regenerierenden Armee verdeckt, dass seit den 1840er Jahren neue Reformansätze zu erkennen waren.¹⁰

Vor allem Ludwig von Lüder, Kriegsminister unter König Maximilian II. in den Jahren 1849 bis 1851 und 1859 bis 1851, stellte die Weichen in eine neue Richtung.¹¹ Mit Präsenzvermehrung, Ausbildungsvereinfachungen, Lagern und Übungen, der Neuaufstellung von Truppenteilen leitete der Minister eine positive Entwicklung ein, zur der auch die 1858 erfolgte Errichtung der Kriegsschule in München mit dem zentralen Ziel einer Verbesserung der Offiziersausbildung einen wichtigen Beitrag leistete. Der Beginn einer grundlegenden Reform des bayerischen Offizierkorps lässt sich mit diesem Datum in Verbindung bringen, wenn diese auch zögerlich und ohne Nachdruck betrieben wurde. Generell erlahmte der Reformeifer zu Beginn der 1860er Jahre.

Die Armee, die Ludwig II. 1864 übernehmen musste, war in hohem Maße reformbedürftig. Die Notwenigkeit einer neuerlichen Heeresreform an Haupt und Gliedern wurde im Krieg 1866 schneller und deutlicher offenbar, als selbst Kritiker vorher befürchtet hatten. In zwei verfassungsrechtlich unterschiedlichen Phasen wurde diese große Reform dann verwirklicht, eine Reform, die ohne Zweifel zu den Aktivposten der Regierungszeit Ludwigs II. gehört.¹² Der erste Schritt erfolgte in der Phase partieller bayerischer Souveränität nach 1866, die weiteren Schritte dann im Deutschen Reich, in dem Bayern sich eine in großem Umfang selbständige Armee als Teil der Reichsarmee hatte vorbehalten können. Ludwigs Überzeugung, dass es 1870 gelungen sei, die Militärhoheit der Krone Bayerns vollständig zu wahren, wurde im wirklichen Leben durch das rasche praktische und auch mentale Hineinwachsen der bayerischen Armee in die Reichsarmee relativiert, ein

Vorgang, der von den militärischen Spitzen in München gefördert worden ist.

An dem am 1. August 1866 von Ludwig II. berufenen Kriegsminister Sigmund Freiherr von Pranckh hielt der König auch fest, als das ins Auge gefasste neue Wehrgesetz parlamentarisch im ersten Anlauf scheiterte. Pranckh war für Ludwig II. der richtige Mann, um Bayerns Armee zeitgemäß umzugestalten. Schon aus seiner früheren Tätigkeit als Adjutant des Kriegsministers Lüder kannte er die älteren Reformüberlegungen. Durch seinen Truppeneinsatz und seine Teilnahme am Krieg von 1866 war er mit dem tatsächlichen Zustand der Armee des Königreichs vertraut. Diese Erfahrungen ermöglichten es ihm, bereits im Oktober 1866 seine nachhaltig wirkende Denkschrift „Die Reorganisation des Wehrsystems des Königreichs Bayern“ vorzulegen. Das schließlich Ende Januar 1868 in Kraft tretende Wehrgesetz schuf die Grundlage einer neuen Armee.¹³

Die Wehrpflicht mit einer sechsjährigen und davon dreijährigen permanenten Dienstzeit wurde konsequent verwirklicht und zugleich das überkommene System der Stellvertretung mit seinen zahlreichen Befreiungen beseitigt. Auf die ersten drei Jahre in der aktiven Armee folgten drei Jahre in der Reserve und schließlich fünf Jahre in der Landwehr. Eingeführt wurde auch der so genannte „Einjährig-Freiwillige“, der nach der Mittleren Reife unter bestimmten Voraussetzungen lediglich ein Jahr zu dienen hatte. Insgesamt wurde die taktische und operative Ausbildung der Truppe verbessert, eine Kriegsakademie für eine moderne bayerische Generalstabsausbildung geschaffen, die Armee mit zwei Generalkommandos, einem Artileriekorps und einem Geniekorps neu gegliedert und die Ausrüstung, vor allem die

waffentechnische Ausstattung, auf neue Grundlagen gestellt. Die Einführung eines Militärstrafgesetzbuches und einer Militärstrafgerichtsordnung im Jahr 1869 dürfen ebenfalls auf der Habenseite verbucht werden, wenn auch Vorgesetzte und Untergebene mit zweierlei Maß gemessen wurden.

Den beiden Generalkommandos in München und Würzburg wurden je zwei Armee-Divisionen zu je zwei Infanterie-Brigaden und einer Kavallerie-Brigade sowie eine Artillerie-Brigade unterstellt. Ihre endgültige Formation fand die Armee 1872. Die technischen Truppen traten als Korpstruppen unter das Generalkommando. Der Einteilung in zwei Generalkommandos entsprechend wurden zwei Armee-Korps gebildet. Eine 5. Division wurde 1890 aufgestellt und zunächst dem II. Armeekorps in Würzburg, seit 1900 zusammen mit einer neuen 6. Division dem neuen Generalkommando III. Armeekorps in Nürnberg zugeordnet. Diese Armee-Einteilung blieb bis 1914 bestehen.

Auch die Heeresverwaltung wurde nach preußischem Muster umgestaltet. Es entstanden Korpsintendanturen, Garnisonsverwaltungen, Proviant-, Bau- und Bekleidungsämter sowie andere Behörden für den technischen Heeresbedarf. Gleches galt für das militärische Ersatzwesen (Erfassung, Musterung und Aushebung der Militärpflichtigen). Diese Aufgaben wurden kommunalen und staatlichen, also zivilen und militärischen Behörden übertragen, in denen Beamte der inneren Verwaltung und Militärbeamte zusammenwirkten.

Vermutlich am wichtigsten aber war ein neuer, von einem zunehmenden Selbstbewusstsein getragener Geist im Offizierkorps¹⁴ und nach und nach auch in der gesamten Truppe. Diese mentale Stärkung stand in einer Wechselwirkung zum wach-

senden Ansehen der Armee in einer Gesellschaft, die nach den Kriegen in einem größeren Umfang militärischer wurde, sich militarisierte. Das Phänomen war in Bayern bei weitem nicht so stark ausgeprägt wie in Preußen, aber eben doch signifikant. Zahlreiche Analysen der gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und politischen Entwicklungen bayerischer Garnisonsstädte zeichnen hier ein differenzierteres, aber letztlich doch recht einheitliches Bild.

Preußens Armee lieferte zu den Reformen zwar viele Anregungen, aber beim Kopieren ging man eher vorsichtig vor, und das nicht nur wegen der Wahlparole der Patriotenpartei „*Gegen die Verpreußen!*“ Die Reformer berücksichtigten die ganz anderen gesellschaftlichen, geistigen und wirtschaftlichen Rahmenbedingungen in Bayern. So etwa bei der Rekrutierung des Offizierkorps, wo man im Unterschied zu Preußen ab 1872 das Gymnasialabitur als Voraussetzung für den Eintritt in die Armee verlangte. Mentalität und Ideologie, Zustand und Milieu des bayerischen Offizierkorps machen dieses zu einem besonderen Teil des preußisch-deutschen Offizierkorps mit eigenem Gepräge.

Die grundsätzliche Orientierung an Preußen resultierte nicht zuletzt aus dem im März 1867 öffentlich bekannt gegebenen Schutz- und Trutzbündnis mit Preußen. Im August 1866 hatte Bayern zugesichert, im Kriegsfall seine mobilen Truppen dem preußischen Oberbefehl zu unterstellen. Das eventuelle Zusammenwirken der beiden Heere sollte und musste – so Kriegsminister Pranckh – vorbereitet werden. Dieser Prozess wurde mit und von verschiedenen Militärkonferenzen begleitet und gesteuert.¹⁵ Die bayerische Armee entwickelte sich zu einem wichtigen Faktor beim Hineinwachsen des Königreichs

in das Deutsche Reich, bei Reichsintegration und „Verreichlichung“ – durch die Auswirkungen des dreijährigen permanenten Militärdiensts, aber auch durch die wachsende nationale Gesinnung des Offizierkorps.

Ihre erste Bewährungsprobe hatte die neue Armee im Deutsch-Französischen Krieg von 1870/1871 bestanden. Von zentraler Bedeutung für die Militärverfassung Bayerns war die 1870/1871 vereinbarte Einschränkung von Artikel 63 der Reichsverfassung, in dem es hieß: „*Die gesamte Landmacht des Reiches wird ein einheitliches Heer bilden, welches in Krieg und Frieden unter dem Befehle des Kaisers steht.*“ Davon erheblich abweichend bildete das bayerische Heer einen in sich geschlossenen Bestandteil des Bundesheeres mit selbständiger Verwaltung unter der Militärhöhe des bayerischen Königs, das erst „*im Kriege – und zwar mit Beginn der Mobilmachung – unter dem Befehle des Bundesfeldherrn*“ agierte. Bayern hatte bei Organisation, Formation, Ausbildung, Gebühren und Mobilisierung volle Übereinstimmung mit dem Bundesheer herzustellen, behielt sich aber vor, ob dies auch bei der Bewaffnung, der Ausrüstung und den Gradabzeichen Handlungsrichtschnur sein sollte. Zu den wesentlichen Rechten des bayerischen Herrschers gehörten weiterhin die Einstellung, Ernennung, Beförderung und Entlassung der Offiziere.

Vereinheitlichende Tendenzen verstärkten sich unter Kaiser Wilhelm II. und wurden unter anderen bei der Einführung der verfassungsrechtlich möglichen Reichs-Militärstrafgerichtsordnung konkret. Mit der eigenständigen bayerischen Militärstrafgerichtsbarkeit verschwand 1898 auch deren fortschrittliche Ausgestaltung, wie sie beispielsweise in der Öffentlichkeit des Verfahrens zum Ausdruck kam.

Bis zum Ende des Deutschen Reiches wurde der Novembervertrag von Preußen und Bayern uneinheitlich interpretiert. Das Münchner Kriegsministerium hat stets, gerade auch im Weltkrieg, die „Selbstständigkeit“ der bayerischen Armee betont und die ausschließliche Militärhoheit des Königs dem Kriegs-Oberbefehl des Kaisers nur über den mobilen Teil der bayerischen Truppen gegenübergestellt. Das Kriegsministerium in München verstand sich als nur dem König oder Regenten, nicht aber dem Kaiser oder der Obersten Heeresleitung verantwortlich. Bayerisch-preußische Geheimabkommen von 1874 und 1889 sicherten der bayerischen Armee auch nach der Mobilmachung ein eigenes Armeeoberkommando.

Dennoch ist die bayerische Armee im Laufe der Jahrzehnte nach 1870/1871 unübersehbar in die von ihrer Größe, ihrem Ansehen und ihrem Standard her dominante preußisch-deutsche Armee hineingewachsen. Das galt auch für Änderungen in der Uniformierung wie dem Ablegen des dekorativen, aber unpraktischen Rauenhelms zugunsten der Pickelhaube nach dem Tod Ludwig II. 1886. Für die Koordinierung zwischen München und Berlin sorgten ein lebhafter Schriftwechsel zwischen den Kriegsministerien sowie die Tätigkeit des bayerischen Militärbevollmächtigten in der Reichshauptstadt, der München über Entwicklungen und Überlegungen in der preußischen Armee auf dem Laufenden hielt. Die Vertrautheit zwischen den beiden Offizierkorps, gestärkt durch Kommandierungen, gemeinsame Übungen und Garnisonen machte erst gegen Ende des Ersten Weltkrieges

wachsenden Spannungen und einem gewissen Antagonismus Platz.

Einerseits war Preußen das große militärische Vorbild, und bei jeder neuen Herausforderung schaute man zunächst, wie im Berliner Kriegsministerium und im Großen Generalstab darauf reagiert wurde. Andererseits beharrte Bayern während der gesamten Zeit des Kaiserreichs aber auf Errungenschaften, die es als den preußischen überlegen erachtete, etwa die höheren Bildungsanforderungen für den Eintritt in die Offizierslaufbahn oder die eigenständige bayerische Generalstabsausbildung. Bedingungslose Nachahmung gab es nicht.

Der Krieg von 1866 ist die entscheidende Zäsur in der Geschichte der bewaffneten Macht Bayerns nach den napoleonischen Kriegen. Die Niederlage 1866 wurde zum Ausgangspunkt einer militärischen Erfolgsgeschichte – freilich mit nicht unerheblichen sozialen Eintrübungen in einer sich militarisierenden Gesellschaft.

Prof. Dr. Hermann Rumschöttel ist Archivar und Historiker. Er war von 1997 bis zu seiner Ruhestandsversetzung 2008 Generaldirektor der Staatlichen Archive Bayerns. An der Universität der Bundeswehr München lehrt er seit 1992 Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts, insbesondere Militärgeschichte. Weitere Forschungsgebiete: Bayerische Landesgeschichte, Verwaltungsgeschichte, Verfassungsgeschichte. Seine Anschrift lautet: Walkürenstraße 21, 85579 Neubiberg, E-Mail: hermann.rumschoettel@unibw.de.

Anmerkungen:

- 1 Gekürzte Fassung meines Vortrages am 5. Fränkischen Thementag („Der Krieg von 1866 in Franken“) am 24. Oktober 2015 in Bad Kissingen. Der vollständige Vortragstext wird an anderer Stelle veröffentlicht.
- 2 Zit. nach Leyh, Max: Die bayerische Heeresreform unter König Ludwig II. 1866–1870, in: Darstellungen aus der Bayerischen Kriegs- und Heeresgeschichte, Heft 23. München 1923, S. 9–96, hier: S. 70.
- 3 Zu den innermilitärischen Reaktionen auf die Niederlage von 1866: Leyh (wie Anm. 1), S. 22ff.; Rumschöttel, Hermann: Das bayerische Offizierkorps 1866–1914 (Beiträge zu einer historischen Strukturanalyse Bayerns im Industriealter, 9). Berlin 1973, S. 32ff.
- 4 Zit. nach Leyh (wie Anm. 2), S. 25f.
- 5 Zit. ebd., S. 70.
- 6 Ebd., S. 93.
- 7 Ebd.
- 8 Fuchs, Achim: Einführung in die Geschichte der Bayerischen Armee (Sonderveröffentlichungen der Staatlichen Archive Bayerns, 9). München 2014 – sowie die jeweiligen Bände der Geschichte des Bayerischen Heeres. München 1901–1933.
- 9 Buchhold, Stefanie: Johann Nepomuk Graf von Triva (1755–1827) und die bayerische Heeresreform nach 1804 (Schriftenreihe zur bayerischen Landesgeschichte, 163). München 2012.
- 10 Gruner, Wolf D.: Das Bayerische Heer 1825 bis 1864. Eine kritische Analyse der bewaffneten Macht Bayerns vom Regierungsantritt Ludwigs I. bis zum Vorabend des deutschen Krieges (Wehrwissenschaftliche Forschungen, Abt. Militärgeschichtliche Studien, 14). Boppard am Rhein 1972; Kraus, Andreas: Probleme der Abrüstung in Bayern von 1816 bis 1866, in: Einzelprobleme politischer und militärischer Führung (Vorträge zur Militärgeschichte, 1). Bonn 1981, S. 32–52.
- 11 Gruner, Wolf D.: Die bayerischen Kriegsminister 1805–1885: Eine Skizze zum sozialen Herkommen der Minister, in: Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte 34 (1971), S. 238–315.
- 12 Rumschöttel, Hermann: Ludwig II. von Bayern. München 2011.
- 13 Hesse, Horst: Gesetzgeber und Gesetzgebung in Bayern 1848–1870. 2 Bde. Weilheim 1984/1987; Lorch, Norbert: Der bayerische Generalstab von seiner Gründung bis zum Abschluß der bayerischen Heeresreform (1792–1870). Harthausen 1987; Hackl, Othmar: Die bayerische Kriegsakademie (1867–1914) (Schriftenreihe zur bayerischen Landesgeschichte, 89). München 1989; ders.: Der Bayerische Generalstab (1792–1919) (Schriftenreihe zur bayerischen Landesgeschichte, 11). München 1999; Heyl, Gerhard: Militärwesen, in: Volkert, Wilhelm (Hrsg.): Handbuch der bayerischen Ämter, Gemeinden und Gerichte 1799–1980. München 1983, S. 330–393; Volkert, Wilhelm: Die Staats- und Kommunalverwaltung, in: Schmid, Alois (Hrsg.): Handbuch der bayerischen Geschichte Bd. 4/2: Die innere und kulturelle Entwicklung. München 2. Aufl. 2007, S. 72–153, hier: S. 99ff. (Militärverwaltung); ders.: Die politische Entwicklung von 1848 bis zur Reichsgründung 1871, in: Schmid, Alois (Hrsg.): Handbuch der bayerischen Geschichte Bd. 4/1: Staat und Politik. München 2. Aufl. 2003, S. 235–317, hier: S. 303f.
- 14 Rumschöttel: Das bayerische Offizierkorps (wie Anm. 3).
- 15 Becker, Otto: Bismarcks Ringen um Deutschlands Gestaltung (Hrsg. u. ergänzt v. Alexander Scharff). Heidelberg 1958, S. 597–612.

„Dulce et decorum est pro patria mori“

Vom Sterben (und Leiden) im „Deutschen Krieg“ von 1866

Der Kriegerfriedhof an der Oberen Saline in Bad Kissingen gibt Auskunft über den Soldatentod vor 150 Jahren.

Der bekannte Ausspruch des römischen Dichters Horaz – „Süß und ehrenvoll ist es, für das Vaterland zu sterben“ – spiegelt das Verständnis des Soldatentodes im Zeitalter der Befreiungs- und Einigungs-kriege in der Epoche von 1813 bis 1871 wider. Im Bestreben zur Schaffung eines Nationalstaates wurde der Einsatz zum ‚Wohle des Vaterlandes‘ dem Wohle des Einzelnen vorgezogen.

Das Zitat erscheint daher häufiger auf zeitgenössischen Grabsteinen, zum Beispiel dem des bayerischen Hauptmanns Freiherr von Gumppenberg auf dem Krie-

gerfriedhof von 1866 in Uettingen, für den es sicher nicht ‚süß‘ war. Denn sein Sterben zog sich von der Verwundung im Gefecht bei Uettingen am 26. Juli bis zu seinem qualvollen Tode am 20. August in Folge von Wundstarrkrampf fast einen Monat hin. Im Salinenfriedhof ist das Horaz'sche Zitat nicht zu finden, aber die Vita der Opfer lässt diesen Zeitgeist zumindest teilweise durchschimmern. Wurden die Schicksale der Offiziere weitgehend bekannt, so lässt sich das der ‚Gemeinen‘, wie die einfachen Soldaten damals bezeichnet wurden, mehr unter der Devise ‚Vermisst, verscharrt, vergessen‘ einordnen. Die Grabkreuze in und um Bad Kissingen – „Hier ruhen drei Bayern“ oder „... zwei Preußen“ zeugen vom ‚verdienstvollen‘ oder auch anonymen Tod.

Das Gefecht von Friedrichshall, wie das kleine Stück Saaletal oberhalb der Bade-

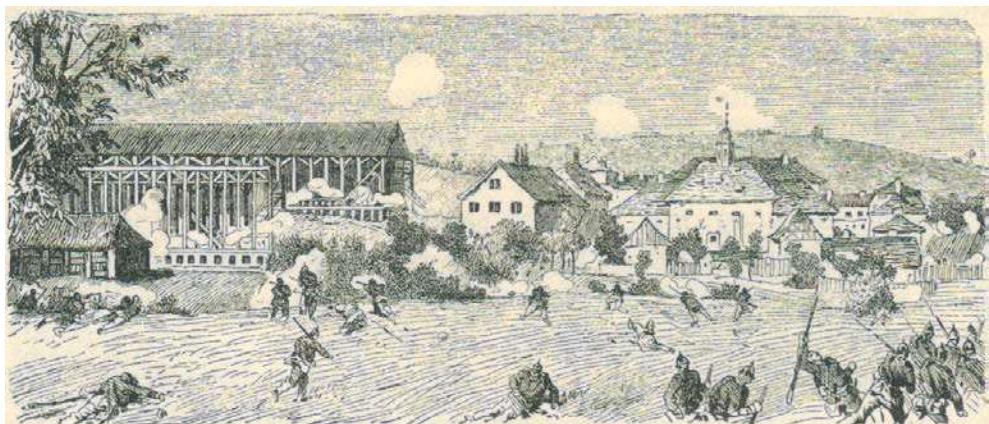


Abb. 1: Der Angriff aus preußischer Sicht.¹

stadt damals bezeichnet wurde, war überschaubar und begrenzt. Am linken, östlichen Saaleufer lag der damals bedeutend umfangreichere Salinenkomplex mit den beiden Gradierbauten und verschiedenen Wohn- und Wirtschaftsgebäuden, gegenüber die bewaldeten Abhänge mit der Straße von Waldfenster über den Klaushof in das Flusstal. Die gemauerten Fundamente der langgestreckten Salinen boten genauso wie die Häuser gute Deckungsmöglichkeiten. Das hier eingesetzte kgl. bayer. 5. Jäger-Bataillon nutzte diese Möglichkeiten geschickt und hatte sich in Erwartung der anmarschierenden preußischen Main-Armee dementsprechend positioniert, wie es auch im Tagebuchbericht des preußischen Leutnants Bertelsmann dargestellt wird: *Wir waren „... auf Friedrichshall detachiert, eine Saline, etwa ½ Stunde oberhalb Kissingen mit einer über die Saale führenden massiven, aber vom Feinde verbarrikadierten und stark unter Feuer genommenen Brücke, so daß eine Benutzung derselben von vornherein ausgeschlossen war“.*² Beim Ausmarsch aus dem Wald in die Wiesen des Saaletales wurden die Preußen „... von den massenhaft in der Saline und dem massiven Badegebäude, deren Fenster durch Matratzen u.s.w. völlig geblendet waren, aufgestellten Bayern so empfindlich empfangen [...], daß sie sofort zurückwichen ...“.

Zur kurzen Charakterisierung der Kampfhandlungen ist festzustellen, dass einerseits die in Erwartung des Feindes gedeckt aufgestellten bayerischen Jäger, etwa 650 Mann, die beiden hintereinander gegen 11 Uhr anmarschierenden Bataillone des kgl. preuß. Infanterie-Regiments Nr. 15, etwa 2.000 Mann, durch ihr Feuer in den Wald zurückzwangen. Andererseits waren die preußischen Befehlshaber so klug, sich nach den anfänglichen Verlusten beim Austritt aus dem Wald wieder in



Abb. 2: Der Kriegerfriedhof an der Oberen Saline. Vorne drei Gräber, dahinter Altar mit Kreuz, im Hintergrund Denkmalsäule.

Photo: Walter Hamm, 2015.

dessen Deckung zurückzuziehen und von dort aus den Feuerkampf aufzunehmen. Mehr oder minder zog sich dieser gegenseitige Beschuss bis gegen 15 Uhr hin, als zum einen die Bayern durch die Ereignisse auf ihren Flanken zum Rückzug gezwungen wurden und die Preußen zum anderen durch Heranführung weiterer Kräfte zum Angriff schreiten konnten und Friedrichshall besetzten. Damit endete hier das Gefecht.

Trotz der etwa vierstündigen Dauer des Feuerkampfes blieben die beiderseitigen Verluste glücklicherweise gering. Die an diesem Tage Gefallenen wurden am 11. Juli in dem damals von den Preußen bestimmten Gelände beerdigt, das den aus insgesamt fünf Objekten bestehenden Soldatenfriedhof an der Oberen Saline bildet.

In der ersten Reihe an der Straße ist in der Mitte eine obeliskähnliche, von zwei schräggestellten Grabplatten flankierte Säule zu sehen. Die beiden Grabplatten bezeichnen die Gräber der beiden preußi-

schen Leutnants Lindner und Delius. Beide fielen, von mehreren Schüssen getroffen, sofort beim Austritt aus dem Wald in die Saalewiesen.

Lindner, geboren 1838 zu Rawitsch, Provinz Posen, trat mit 17 Jahren in das 15. Regiment ein und war 1866 Secondlieutenant und Zugführer in seiner Einheit. Robert Delius, geboren 1840, stammte aus einer Bielefelder Kaufmannsfamilie, die teilweise in England wohnte. Seit 1862 in Militärdiensten, machte er den Feldzug 1864 gegen Dänemark mit Auszeichnungen mit. Seine wohl begüterte Familie erwarb kurz nach 1866 das Areal der Begräbnisstätte und gab auch die Gedächtnissäule für ihn, hinten auf dem Hügel, ausgeführt von dem bekannten Kissinger Bildhauer Michael Arnold, in Auftrag.

Die Lebensgeschichte des Opfers, dessen im mittleren Monument gedacht wird, ist so interessant, dass auch König Ludwig II. bei seinem Besuch am 28. November 1866 trotz Erkältung und Schneegestöbers das Grab persönlich aufsuchte. Er verfügte auch, dass die Gräber der Gefallenen auf Staatskosten zu pflegen seien. Diesem königlichen Auftrag kommt die Kurgärtnerei bis heute nach.

Das besagte Denkmal ist dem bei seinem Tod 35 Jahre alten bayerischen Stabshauptmann Eduard Schlagintweit gewidmet, der einer bergsteigbegeisterten Arztfamilie aus München entstammte. Als Jugendlicher trat er in das Kadettenkorps ein und bestieg in den Ferien mit seinen beiden älteren Brüdern verschiedene Alpengipfel. Die Brüder widmeten sich ab 1854 auf Empfehlung Alexander von Humboldts der Erforschung des Himalayas, wobei ein Bruder 1857 bei Kaschgar in Ostturkestan von Einheimischen ermordet wurde. Da auch Eduard Abenteurerblut besaß, ließ er sich während seiner

Karriere in der bayerischen Armee zeitweise beurlauben, um 1859/1860 im spanischen Hauptquartier am Krieg gegen Marokko teilzunehmen. Dabei stellte er geographische und ethnographische Beobachtungen an und photographierte. Über seine Erlebnisse verfasste er Abhandlungen in Militärzeitschriften und das europaweit beachtete Buch *Der spanisch-marokkanische Krieg in den Jahren 1859 und 1860*.³ Er reiste durch Frankreich und England, trat 1862 wieder in die bayerische Armee ein und heiratete im Frühjahr 1866. Leider musste er bereits im Juni, also während der Mobilmachung, seine an einer Krankheit verstorbene 19jährige Gattin beerdigen.

Vielleicht ist sein Tod so zu erklären, dass er am 10. Juli 1866 als Hauptmann im Stab der Division Zoller, nachdem er den Truppen in Hausen einen Befehl überbracht hatte, mit seinem Schimmel auf der Straße nach Kissingen frei sichtbar entlangritt. Für die am Waldrand gegenüber in Deckung liegenden preußischen Soldaten, denen sich in dieser Gefechtsphase sonst kaum ein Ziel bot,⁴ war er ein ‚lohnendes Objekt‘. Reiter und Pferd wurden von mehreren Kugeln getroffen. Schlagintweit wurde am nächsten Morgen, dem 11. Juli, zusammen mit den Gefallenen des preuß. 15. Infanterie-Regiments bestattet.

Das wohl 1867 von seinem Bruder bei dem Kissinger Künstler Michael Arnold in Auftrag gegebene Denkmal geht auf die Familienvita ein. Die lateinische Inschrift auf der Rückseite erinnert an die Teilnahme Eduards am marokkanischen Krieg, gedenkt des ermordeten Bruders Adolf und ehrt den Stifter, den Bruder Hermann, der seinen Beinamen „Sakünlünski“ dafür erhalten hatte, dass er als Erster den Kuenlün, den Gebirgszug am Nordrand der

Hochfläche Tibets überquert hatte. Auf der dritten Seite findet sich der Hinweis auf die mit ihm beerdigten vier Soldaten des kgl. bayer. 5. Jäger-Bataillons.

Die Daten der ‚Gemeinen‘ sind weitaus schwieriger aus der Anonymität zu holen. In der Verlustliste des Bataillons werden für das Gefecht bei Friedrichshall sechs Opfer angegeben: Michael Mascher, Gregor Venzl und Michael Wagner werden ohne weitere Daten als im Salinenfriedhof begraben und wohl im Gefecht direkt getötet, genannt. Von den drei weiteren sind die Sterbeorte bekannt: Andreas Dietl wurde verwundet und verstarb im Lazarett in Münnsterstadt; Michael Koller aus Hemau erhielt einen Schuss in den rechten Fuß und verstarb am 17. Juli in einem Lazarett in München und Friedrich Meyer aus Langenaltheim bei Weißenburg verstarb an seinen Wunden im Militärkrankenhaus in Bamberg. Es ist zumindest denkbar, dass Andreas Dietl nach seinem Tod von Münnsterstadt nach Friedrichshall gebracht wurde, um dort bei seinen Kameraden begraben zu werden. Wenn dem nicht so war, wird wohl der Name des vierten Jägers unbekannt bleiben müssen.

Auf einer Platte im altartigen Tisch in der zweiten Reihe sind zwei weitere preußische Soldaten als hier begraben aufgeführt: Gefreiter (Einjährig Freiwilliger) Rudolf Meyersiek aus Preußisch-Oldendorf im Kreis Lübbecke-Minden. Er soll nach Bertelsmann seinen Tod geahnt haben, denn er verschenkte vor dem Gefecht seine private Feldflasche, seine Tabakspfeife und Geld und bat einen Freund, seine Eltern zu benachrichtigen. Er wurde fast gleichzeitig mit Leutnant Lindner durch einen Schuss ins rechte Auge getötet. Ein gleiches Schicksal widerfuhr dem Gefreiten Hermann Rettberg aus Bielefeld. Somit ruhen in diesem

kleinen Kriegerfriedhof fünf bayerische und vier preußische Soldaten.

Ein großer Prozentsatz der Verwundeten starb noch an den Verletzungen. Dies war einerseits auf die Verletzungen selbst zurückzuführen, denn die Bleigeschosse verformten sich beim Auftreffen und rissen so große Wunden. Die Wucht der schweren Kugeln bzw. Granatsplitter verursachte z.B. beim Aufprall auf Knochen deren Zersplitterung, so dass eine Wundbehandlung oft mittels Amputation erfolgen musste. Da es keine sterile Umgebung gab, führten verschmutzte Uniformteile, Bleisplitter und unhygienische Lagerung oft zu Wundstarrkrampf und Blutvergiftung. Verwundete, die in die Lazarette gebracht wurden und dort verstarben, wurden dann an anderer Stelle beerdigt.

Aus dem Gefecht bei Friedrichshall sind als Opfer preußischerseits noch aufzuzählen: Unteroffizier und Lazarettgehilfe der 12. Kompanie Regwald Goldschmidt aus Bleichrode (Kreis Nordhausen), verwundet durch Schuss in die Brust, am 10. Juli noch verstorben. Füsilier Friedrich Röhrmann aus Haustenbeck (Kreis Lippe-Detmold) aus der 9. Kompanie mit gleichem Schicksal. Füsilier Wilhelm Schleuter aus Cleve aus der gleichen Einheit erhielt einen Schuss durch die Wirbelsäule sowie einen Streifschuss am Fuß und verstarb noch am 10. Juli. Diese drei dürften auf dem Friedhof in Hausen begraben worden sein.

Portepee-Fähnrich Albert Rudolf Mooyer, geboren am 18. November 1847 in Minden als Sohn eines Kaufmannes, trat mit 18 Jahren am 1. März 1866 in das 15. Regiment ein und machte als Fähnrich in der 11. Kompanie den Mainfeldzug mit. Im genannten Gefecht durch einen Schuss durch die Brust schwer verwundet, verschied er am 13. Juli in einem Lazarett in



Abb. 3: Links preußische, rechts bayerische Gewehrkugeln. Solche Geschosse verursachten über 90 % der Verletzungen im Krieg von 1866.

Kissingen. Zunächst im Kapellenfriedhof beerdigt, wurde er nach dem Krieg in seine Heimat überführt und in Minden begraben. Nach seinem Tode wurde er posthum zum Second-Lieutenant befördert.

Gefreiter Wilhelm Schmieß, gebürtig aus Steinhausen (Kreis Büren) und in der 11. Kompanie Dienst tuend, wurde ebenfalls durch einen Schuss in die Brust verwundet und im Lazarett im Conversationssaal behandelt. Dort verstarb er am 19. Juli und wurde wohl im Kapellenfriedhof beerdigt. Die Namen dieser gefallenen preußischen Soldaten finden sich auch auf dem Denkmal für 1866 in Minden.

Darüber hinaus wurden im benachbarten Hausen noch vier weitere bayerische Soldaten beerdigt.⁵ Nach dem derzeitigen Kenntnisstand handelt es sich um den Gefreiten Joseph Süßbauer (* 9. Februar 1842 in Premsberg, Krs. Burglengenfeld)

vom 11. Infanterie-Regiment, den Wachtmeister Oswald Guggemoos aus Görtsried, Krs. Oberdorf und zwei unbekannte Kavalleristen, letztere alle vom 4. Chevaux-legers-Regiment.

Im Hintergrund der Gedenkstätte auf einem Hügel findet sich noch ein Denkmal in Säulenform. Es ist ebenfalls dem Leutnant Delius gewidmet und wurde bei dem bekannten Kissinger Künstler Michael Arnold (vgl. oben) vom Fabrikanten Daniel Delius, der damals im englischen Bradford (York) ansässig war, bestellt.⁶ – So vermag die kleine Kissinger Gedenkstätte viel Exemplarisches über Soldatentod, Leiden und Folgen für die Angehörigen im „Bruderkrieg“, wie diese Auseinandersetzung später auch genannt wurde, vor rund 150 Jahren auszusagen.

Walter Hamm ist Haupt- und Mittelschullehrer im Ruhestand und lebt in Uettingen. Zum Deutschen Krieg 1866 in der Region westlich Würzburgs hat er bereits einige Schriften veröffentlicht. Zudem hat er zusammen mit Bernd Schätzlein den Arbeitskreis zum Krieg von 1866 ins Leben gerufen. Seine Anschrift lautet: Raiffeisenstraße 29, 97292 Uettingen, E-Mail: walter.1866@t-online.de.

Anmerkungen:

- 1 Fontane, Theodor: Der deutsche Krieg von 1866. 2. Bd.: Der Krieg in West- und Mitteldeutschland. Berlin 1871, S. 101.
- 2 Bertelsmann, Arnold: Erinnerungen aus dem Feldzuge der Mainarmee im Jahre 1866. Bielefeld 1903.
- 3 Erschienen bei Brockhaus, Leipzig 1863.

- 4 Vgl. den geschilderten Kampfverlauf.
- 5 Eberth, Werner: Beiträge zur Geschichte von Hausen und Kleinbrach. Bd. 3. Bad Kissingen 2011, S. 113ff.
- 6 Näheres bei Eberth, Werner: Michael Arnold. Ein Bildhauer des Spätklassizismus. Bad Kissingen 2001, S. 54ff.